

**August 7/2017**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Christian Hennecke  
Wir sind von seiner Art (Apg 17) 225

---

Caroline Gilberg/Heinz Backes/Michael Schäfers  
Arbeit (k)ein Thema der Theologie und Pastoral? 227

---

Clemens Rieger  
„Zieh Deine Schuhe aus, der Boden auf dem du stehst  
ist heiliger Boden“ (Ex 3,5) 232

---

Michael Ley  
Metamorphosen eines Berufsbildes 238

---

Nicole Hennecke  
„Freundliche Worte sind wie Wabenhonig“ (Spr 16,24) 246

---

Philipp Thull  
Einander mit Achtung zuvorkommen 249

---

Rezensionen 253

---

Bruno Schrage/Peter Bromkamp (Hrsg.):  
Altenheimseelsorge – Wer bestimmt die Route?  
Nicolaas Derksen/Claudia Mennen/Sabine Teschner:  
Bibliodrama als Seelsorge  
Jürgen Bärsch: Kleine Geschichte des christlichen  
Gottesdienstes

---

## **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Bischöfliches Generalvikariat, Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Caroline Gilberg, Pluwiger Straße 14, 54295 Trier | Heinz Backes, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Michael Schäfers, Katholische Arbeitnehmer-Bewegung Deutschlands, Bernhard-Letterhaus-Straße 26 d, 50670 Köln | GR Clemens Rieger, Birken 21, 51491 Overath | Dipl.-Psych. Michael Ley, IQ Bildung, Klausenerstraße 9, 50737 Köln | Dr. Nicole Hennecke, Gratianstraße 1, 54294 Trier | Dr. Philipp Thull, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christian Hennecke

## Wir sind von seiner Art (Apg 17)

---

Das ist eine der spannendsten Fragen, die heute zu stellen sind: Wie sehen wir die Menschen, mit denen wir leben? In kirchlichen Umbruchszeiten wird uns hier etwas zugemutet. Die Kultur, in der wir leben, passt nicht zu den kirchlichen Traditionen, in denen wir zu Hause sind. Das ist an sich nicht so problematisch, solange wir nicht erwarten, dass die, für die das Evangelium doch ist, sich unseren Traditionen anpassen. Nein, es muss umgekehrt sein. Es geht darum, in jeder Zeit neu zu entdecken, was die Menschen von innen her bewegt, und was darin – so sagt es die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* 11 „wahre Zeichen der Gegenwart oder der Absicht Gottes sind“.

Das ist aber nicht so einfach. Und es liegt oft an uns selbst. Denn es verlangt wirklich ein Sich-Einlassen auf die Menschen um uns – und das wiederum bedeutet auch ein Loslassen von eigenen Vorlieben, eigenen Sichtweisen. „Allen bin ich alles geworden ...“, erzählt Paulus, und man kann das an einer zentralen und bekannten Episode der Apostelgeschichte gut nachvollziehen, was das praktisch bedeutet.

Paulus ist zum ersten Mal in Athen. Und er ärgert sich kolossal. Denn er sieht überall Altäre, eine Vielgötterei ohne Maß. „Während Paulus in Athen auf die wartete, erfasste ihn heftiger Zorn; denn er sah die Stadt voll Götzenbildern“ (Apg 17,16). Und dennoch: Sofort sucht er den Dialog mit den dortigen Geisteströmungen, mit mächtigem Erfolg; aber immerhin, sie werden neugierig.

In der Zwischenzeit muss in Paulus etwas passiert sein. Von seinem Zorn ist nichts mehr übrig. Er hat sich verändert. Und er knüpft an. „Athener, nach allem, was ich sehe, seid ihr besonders fromme Menschen. Denn als ich umherging und mir eure Heiligtümer ansah, fand ich auch einen Altar mit der Aufschrift: EINEM UNBEKANNTEN GOTT ...“ (Apg 17,23). Besonders fromme Menschen? Man könnte auch ganz anders reden, von Vielgötterei und Heidentum, von lauer Gläubigkeit und Angstreligion. All das tut Paulus nicht, sondern er nimmt ernst, was hinter der Suche der Athener steckt und sich in ihrer Tradition ausdrückt. Paulus muss auch noch intensiver in die Kultur der Athener eingestiegen sein: „Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir, wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: Wir sind von seiner Art“ (Apg 17,28).

Die Wandlung vom Zorn in die unterscheidende Würdigung – darum geht es auch heute. Aber das reicht nicht ganz. „Man“ kennt das berühmte Diktum von Klaus Hemmerle: „*Lass mich dich lernen*, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe“. Und natürlich gilt es, sich ganz auf den Lebensrhythmus und die Lebensfragen der Zeitgenossen einzulassen – aber das setzt auch eines voraus: dass ich selber Lernender werde. Ich habe ja eine Botschaft zu verkünden, aber ich kann vertrauen, dass diese Botschaft mir mit den anderen entgegenkommt: In ihrer Sehnsucht, in ihrem Tun und Handeln ist das Evangelium schon – in aller Ambivalenz des Lebens – da. Es gilt es zu entdecken, um dann das ganze Evangelium neu zu sagen.

Wir werden in Athen Zeugen, wie Paulus das versucht. Zunächst knüpft er an die weisheitliche Schöpfungstheologie an, und dann versucht er die Botschaft von der Auferstehung zu sagen. Er riskiert sich hier. Und man spürt seine Ohnmacht durch. Denn er will das ganze Evangelium sagen.

Das hat nicht viel Erfolg: „Wir wollen dich darüber ein anderes Mal hören“, das ist noch die freundlichste Version. Dennoch: die Apostelgeschichte beschreibt den Anfang einer Gemeinde in Athen.

Und darum geht es doch zuerst in diesen Zeiten des Umbruchs: wirklich sich einzulassen auf die Menschen, die in ganz anderer Weise suchen und leben. Mit Papst Franziskus': *„Wir müssen die Stadt von einer kontemplativen Sicht her, das heißt mit einem Blick des Glaubens erkennen, der jenen Gott entdeckt, der in ihren Häusern, auf ihren Straßen und auf ihren Plätzen wohnt. Die Gegenwart Gottes begleitet die aufrichtige Suche, die Einzelne und Gruppen vollziehen, um Halt und Sinn für ihr Leben zu finden. Er lebt unter den Bürgern und fördert die Solidarität, die Brüderlichkeit und das Verlangen nach dem Guten, nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Diese Gegenwart muss nicht hergestellt, sondern entdeckt, enthüllt werden. Gott verbirgt sich nicht vor denen, die ihn mit ehrlichem Herzen suchen, auch wenn sie das tastend, auf unsichere und weitschweifige Weise, tun“* (Evangelii gaudium 71).

Wir sind in Athen, auf dem Areopag. Lasst uns rausgehen und reden.

#### Liebe Leserinnen und Leser,

die August-Ausgabe des Pastoralblatts beginnt einmal antizyklisch: Im klassischen Urlaubsmonat geht es um das Thema „Arbeit“, und zwar im Bereich von Theologie und Pastoral. Ein Plädoyer für dessen deutlich stärkere Berücksichtigung formulieren auf dem Hintergrund eines entsprechenden Projektes im Bistum Aachen die studierende Wirtschaftssoziologin **Caroline Gilberg**, **Heinz Backes** als Referent für den Fachbereich Arbeiter- und Betriebspastoral im GV Aachen sowie **Dr. Michael Schäfers** als Leiter des KAB-Grundsatzreferates in Köln.

**GR Clemens Rieger** aus Overath präsentiert sehr praxisnah und einladend das von P. Christian Herwartz SJ entwickelte Konzept der Stra-Benexerzitien. Ich teile beider Erfahrung: Am gegangenen Weg liegende Orte, welcher Art auch immer, können zum „brennenden, und doch nicht verbrennenden Dornbusch“ werden.

In Fortsetzung seines Beitrags zur Frage, durch wen und auf welche Weise künftige Religionslehrer(innen) vor dem Studium mit dem Glauben in Berührung kommen (Juni-Heft), beleuchtet **Dipl. Psych. Michael Ley**, Professor für Organisationspsychologie und Geschäftsführer des Instituts für qualitative Bildungsforschung Köln, dieses Mal die motivlichen Zugänge zum Theologiestudium und den Studienverlauf mit Blick auf den angestrebten Beruf als Religionslehrer(in). Beide Artikel beruhen auf den Ergebnissen bzw. Auswertungen einer Motivstudie, die im Auftrag der Bistümer Aachen und Köln vom IQ Bildung durchgeführt worden war.

Zum Sommermonat besonders gut passt der Durchgang zur „Biene“ in der Hl. Schrift und ihrer Bedeutung in der christlichen Theologie- und Kulturgeschichte bis in die Gegenwart von **GR Dr. Nicole Hennecke**, die als Krankenhauseelsorgein in Saarbrücken arbeitet. Zugleich ist sie selbst Jungimkerin.

Den Ausklang bilden hilfreiche Hinweise zum Apostolischen Schreiben „De concordia inter Codices“ von Papst Franziskus, das nach **Dr. theol. Lic. iur. Can. Philipp Thull**, Referent für Kirchliches Recht im GV des Bistums Aachen, endlich „Gewissheit im pastoralen Umgang mit den Gläubigen der katholischen Ostkirchen mit sich bringt“ - angesichts der zunehmenden Migrationsbewegungen ein für die Seelsorge nicht unerhebliches Thema.

Mit den besten Wünschen für diesen Sommermonat grüßt Sie

Ihr



Gunther Fleischer

# Arbeit (k)ein Thema der Theologie und Pastoral?

Dass das Thema „Arbeit“ bis heute keinen ihm gebührenden Stellenwert in der Tradition der Kirche und ihrer landläufigen Theologie und Pastoral einnimmt, ist ein zumindest von einigen Theologen und Sozialethikern seit langem beklagter Befund.<sup>1</sup> Hatte noch der Beschluss „Kirche und Arbeiterschaft“ der „Würzburger Synode“<sup>2</sup> von 1975 sowohl im Vorfeld der Abfassung als auch in seinem Nachgang mit der These des Verlustes der Arbeiterschaft durch eigenes Versagen der Kirche heftige Diskussionen ausgelöst, wurde es nach diesem Zwischenhoch innerkirchlich wieder ruhiger.<sup>3</sup> Der in Würzburg diagnostizierte „fortwirkende Skandal“,<sup>4</sup> die Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert für die Kirche verloren zu haben, mündete nicht in eine pastorale Offensive zur (Rück-)Gewinnung der Arbeiterschaft bzw. von Arbeitnehmer(innen) für die Kirche. Gleichzeitig fand keine kontinuierliche Diskussion über die Veränderungen in der Arbeitswelt statt, die als Herausforderung für eine Theologie und Pastoral der Arbeit zu begreifen wäre.

Gerade deshalb gilt, was Sonja Sailer-Pfister für Theologie und Ethik formuliert, heute ebenso für die kirchliche Pastoral: „Arbeit als Schlüsselkategorie der modernen Gesellschaft muss Thema einer zeitgemäßen Theologie und theologischen Ethik sein, will sie nicht gesellschaftlich irrelevant erscheinen. Theologie, vertritt sie den Anspruch, sich für die Menschen und ihre Belange einzusetzen, ist also gezwungen,

sich, gerade in einer hoch industrialisierten und technisierten Gesellschaft, in der Arbeit, v.a. Erwerbsarbeit, massiven Veränderungsprozessen unterworfen ist, mit dem Phänomen Arbeit in seinen derzeitigen Erscheinungsformen und seiner zukünftigen Gestaltung auseinander zu setzen.“<sup>5</sup>

## Veränderungen in der Arbeitswelt als Herausforderungen für eine „Theologie und Pastoral der Arbeit“

Was sind die Veränderungsprozesse in der Arbeit, die die Kirche heute herausfordern, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, und die gleichzeitig ihr „Arbeitsfeld“ massiv beeinflussen bzw. prägen? Drei zentrale „Trends“ der Erwerbsarbeitsgesellschaft seien stichwortartig benannt, die aus der Perspektive einer „Option für die Armen und Ausgeschlossenen“, wie sie Papst Franziskus immer wieder formuliert,<sup>6</sup> für die Kirche besondere Bedeutung haben sollten:

1. *Die erwerbsarbeitenden Menschen sind durch eine zunehmende Flexibilisierung unter Druck. Diese betrifft Arbeitszeiten, Erwerbsformen und Entlohnungsstrukturen.* Arbeitszeiten werden in vielen Berufen „fließend“. Die Anforderungen an die Beschäftigten hinsichtlich Verfügbarkeit, flexibler Arbeitszeiteinsätze, Wochenendarbeit und „Arbeit auf Abruf“ steigen. Damit nehmen die physischen und vor allem psychischen Belastungen zu, die mit einer „Entgrenzung“ der Erwerbsarbeit verbunden sind. Das „Normalarbeitsverhältnis“ ist längst nicht mehr Normalität für alle. Demgegenüber sind atypische Beschäftigungsformen auf dem Vormarsch. 20,9 Prozent der Erwerbstätigen arbeiteten bereits im Jahr 2014 etwa in geringfügigen und befristeten Arbeitsverhältnissen, in Teilzeit oder als Leiharbeiter. „Je jünger und je schlechter qualifiziert, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit atypischer Beschäftigung.“<sup>7</sup> Prekäre Erwerbsarbeitsformen bringen zahlreiche

Nachteile mit sich, wie oft über kein existenzsicherndes Einkommen verfügen zu können, aber auch keinen oder einen deutlich erschwerten Zugang zu Fort- und Weiterbildung. Zudem: geringere berufliche Aufstiegschancen, Benachteiligungen durch das Arbeitsrecht und bei betrieblichen Sozialleistungen, eine hohe Unsicherheit am Arbeitsplatz und in Folge häufiger wechselnde Arbeitsplätze und -orte sowie schlechte soziale Absicherungen aufgrund diskontinuierlicher Arbeitsbiographien (etwa Altersarmut) und insgesamt grundsätzlich deutlich schlechtere Chancen am Arbeitsmarkt. Auch die Flexibilisierung der Lohn- und Einkommensstrukturen spiegelt die zunehmende soziale Spaltung wider. Die Schere zwischen niedrigen und hohen Einkommen öffnet sich weiter. Noch immer verdienen Frauen selbst in gleichwertigen Arbeitsverhältnissen deutlich schlechter als Männer. Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung verfestigt sich nicht nur im Lohngefüge. Die Flexibilisierung der Entlohnungsstrukturen nach unten verschärft die Einkommenslage für diejenigen, die trotz Arbeit arm sind und arm bleiben. Und generell gilt: „Wer einmal unten ist, kommt nur schlecht wieder auf die Füße.“<sup>8</sup>

2. *Der Konkurrenzdruck nimmt durch die Globalisierung zu und die Arbeitszufriedenheit sinkt.* „Unternehmen geben Konkurrenzdruck, der durch die Globalisierung und schnelle und einfach verfügbare Preisinformationen entsteht, generell durch flexiblere Beschäftigungsverhältnisse und eine flexiblere Arbeitsorganisation an die Mitarbeiter weiter, und zwar nicht nur in Bereichen einfacher Tätigkeiten, sondern auch dort, wo Fachkräfte eingesetzt werden.“<sup>9</sup> Erwerbsarbeit wird zunehmend in globalisierte Wertschöpfungsketten und Kapitalverwertungsprozesse „eingebunden“. Dadurch steigt der Konkurrenzdruck der Beschäftigten unterei-

einander, die bei fehlender Organisation und Solidarität leichter gegeneinander ausgespielt werden können. Ängste der Beschäftigten, dem Konkurrenzdruck nicht standhalten zu können, sind oftmals die Folge. Angesichts steigender Arbeitsbelastungen, den Problemen bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, zu geringer Lohnsteigerungen und wachsender Unsicherheit über die berufliche Perspektive<sup>10</sup> nimmt die Arbeitszufriedenheit nicht erst in den letzten Jahren ab. Die derzeitige Organisation der Erwerbsarbeit, die sich an Gewinn und Profit ausrichtet, wird für viele zu einer Belastung. Mehr und mehr Menschen fühlen sich erschöpft,<sup>11</sup> leiden an der „entgrenzten“ Arbeit, können auch in ihrer Freizeit nicht von der Arbeit lassen, sind „ausgepowert“ – bis hin zum „Burn-out.“<sup>12</sup>

3. *In unserer „prekären Vollbeschäftigungsgesellschaft“ wird Arbeitslosigkeit zu einem Stigma.* In der Gesellschaft ist die Stimmung gegenüber den Arbeitssuchenden deutlich umgeschlagen. Wurde vormals die Arbeitslosigkeit auf strukturelle Gründe zurückgeführt, gilt heute für eine deutliche Mehrheit: Wer keine Erwerbsarbeit hat, ist selbst schuld. Arbeitslosigkeit wird „individualisiert“. Die Agenda 2010 hat die unsoziale Gesellschaftsspaltung vertieft und die Entsolidarisierung gefördert.<sup>13</sup> Ein tiefer Riss geht durch die Erwerbsarbeitsgesellschaft – und vor allem die Langzeitarbeitslosen werden abgeschrieben: Wer so lange von Erwerbsarbeit ausgegrenzt ist, dem wird immer weniger oder nichts mehr zugetraut ...

### **Die Bischöfliche Kommission „Kirche und Arbeiterschaft“ im Bistum Aachen: Auftrag und das Projekt „Theologie und Pastoral der Arbeit“**

Diese und andere Herausforderungen der Arbeitswelt beschäftigen die Bischöfliche

Kommission „Kirche und Arbeiterschaft“ im Bistum Aachen seit ihrem Bestehen. 1980 verkündete Bischof Dr. Klaus Hemmerle den pastoralen Schwerpunkt „Kirche und Arbeiterschaft“ für das Bistum Aachen. Aufgabenstellung und Zusammensetzung der Kommission sind Ausdruck der gemeinsamen Verantwortung des Bischofs sowie der in diesem Feld tätigen Verbände, Initiativen und Institutionen. Grundlagen der Kommission sind der bereits angesprochene Synodenbeschluss „Kirche und Arbeiterschaft“ von 1975, die Entwicklungen im Rahmen des Schwerpunktes im Bistum und die Voten der Bistumstage. Die Aufgabe der Kommission besteht darin, im Kontext der Sozialpastoral eine „Pastoral der Arbeit“ im Bistum anzuregen, deren Entfaltung für das Bistum, die Regionen, die Gemeinschaften der Gemeinden, Verbände und Einrichtungen zu begleiten und sie in die Gesamtpastoral einzubringen.<sup>14</sup>

Zur Relecture und Aktualisierung des Synodenbeschlusses führte die Kommission von 2009 bis 2012 einen Dialogprozess unter dem Motto „Impulse für soziale Gerechtigkeit“ mit einer breiten Beteiligung des gesamten Bistums Aachen durch. Am 12. März 2015 haben an einer Zukunftswerkstatt unter dem Titel „40 Jahre Synodenbeschluss Kirche und Arbeiterschaft – 35 Jahre pastoraler Schwerpunkt im Bistum Aachen“ über 100 Teilnehmer(innen) Zukunftsperspektiven und Anregungen für den pastoralen Schwerpunkt erarbeitet. Die Diskussionen haben gezeigt: Der „alte“ Schwerpunkt ist in die heutige Zeit zu übersetzen, allerdings müssen auch neue Perspektiven gewonnen werden.

Was bedeuten die eingangs aufgezeigten Veränderungen und Einschnitte der Erwerbsarbeitsgesellschaft für eine zeitgemäße Theologie und Pastoral der Arbeit? – Diese Frage stand am Anfang des Projektes „Theologie und Pastoral der Arbeit“, das die Bischöfliche Kommission im Anschluss entwickelte. Mit dem Projekt will die Kommission gelungene und gute Praxis

in diesem Feld aufzeigen und vernetzen. Es geht darum, „Schätze zu heben“, die es bereits gibt, diese bekannter zu machen und gleichzeitig voneinander zu lernen. Die strukturellen Einschnitte und Auswirkungen der „Transformation“ der Arbeitsgesellschaft für die arbeitenden und Arbeit suchenden Menschen nimmt das Projekt dabei besonders in den Blick. Grundlage ist dabei die „Option für die Arbeiterschaft“ der „Würzburger Synode“. Diese Option wird dahingehend aktualisiert, dass im Projekt besonders Menschen, die in prekären Arbeitsverhältnissen und auf der Suche nach Erwerbsarbeit sind, in den Fokus rücken. Zudem Menschen, die materiell verarmen, Jugendliche, die ausgegrenzt werden und Menschen in Arbeitsprozessen, die von Unsicherheit, Angst, Verzweiflung und Entsolidarisierung betroffen sind. Denn ihnen allen gilt besonders die befreiende Botschaft des Evangeliums.

In drei Dialogprozessen mit (Arbeitslosen-)Initiativen, Mitarbeiter(innen) im pastoralen Dienst des Bistums und Verantwortlichen in den „Gemeinschaften der Gemeinden“ (GdG) hat das Projekt „Theologie und Pastoral der Arbeit“ u. a. die folgenden Grundsatzfragen erörtert: Wie kann die Kirche heute durch ihre pastorale Praxis die strukturellen Einschnitte zum Ausgangspunkt der befreienden Botschaft machen? Wie können Milieugrenzen überwunden werden? Welche Unterstützungen und Hilfen sind notwendig und wie kann der pastorale Schwerpunkt im Bistum Aachen geschärft und zukunftsfähig gemacht werden? Als Ergänzung zu diesen Dialogprozessen wurden qualitative Tiefeninterviews geführt. Erste Zwischenergebnisse des Projektes liegen nun vor.

### **Praxis im Bistum Aachen – Ergebnisse der Interviews im Rahmen des Projektes**

Im Rahmen des Projektes „Theologie und Pastoral der Arbeit“ wurden Interviews mit

fünf Initiativen im Bistum Aachen durchgeführt. Diese waren AHA 100, ein Arbeitslosenzentrum in der Aachener Gemeinde St. Martin, das Projekt Wanderarbeitnehmer(innen) von der Betriebsseelsorge und den Steyler Missionsschwestern, JAZ (Jugend Arbeit Zukunft), Seminare zur Berufsvorbereitung der CAJ in Mönchengladbach, der „Treff am Kapellchen“ in Mönchengladbach sowie die Mobbing-Kontakt-Stelle. Zudem wurden Gemeinderatsvorsitzende und Vorsitzende der GdG befragt. Bei diesen Tiefeninterviews wurde nach konkreten Erfahrungen, Auswirkungen und Herausforderungen gefragt, insbesondere hinsichtlich des bereits beschriebenen Wandels der Arbeitswelt. Vorrangiges Ziel der Interviews war eine analytische Bestandsaufnahme. Diese soll als Grundlage für die Modellprojekte und die weitere Arbeit der Kommission „Kirche und Arbeiterschaft“ dienen.

Es hat sich herausgestellt, dass Vernetzung eine zentrale Rolle in den Projekten spielt. Zum einen bestehen zum Teil bereits Verknüpfungen zwischen Initiativen, indem man sich gegenseitig unter die Arme greift, unterstützend zur Seite steht. Zum anderen wurde wiederholt angesprochen, dass noch bessere Vernetzung wünschenswert wäre. Dies hat verschiedene Hintergründe: Einerseits, um Erfahrungen auszutauschen und zu sehen, wie bestimmte Probleme in anderen Initiativen gelöst werden. Andererseits sind zum Beispiel für die JAZ-Seminare Netzwerke essentiell, um den Schüler(innen) die Möglichkeit der Berufsfelderkundung zu bieten. Bezüglich dieser gewünschten Vernetzung wurde deutlich, dass große Erwartungen an die Kirche bestehen, um diese Vernetzungsarbeit voran zu bringen.

Was jedoch bereits jetzt alle Initiativen und die angesprochenen Projekte gemeinsam haben, ist, dass das oberste Ziel darin besteht, Menschen unabhängig von ihrer ökonomischen Lage oder ihrer Herkunft oder anderen Faktoren miteinander zu

verbinden. Es geht darum, Treffpunkte zu schaffen: Kommunikation an einem Ort zu fördern, an dem alle gleichwertig sind und sich auf Augenhöhe begegnen und austauschen zu können.

Auch die Veränderung der Arbeitswelt ist in allen Projekten und Gemeinden spürbar. Es wurde berichtet, dass es immer schwieriger wird, einen Job zu finden, und dass seit der Einführung von Hartz IV sogar Leute mit Studienabschlüssen unter die Armutsgrenze fallen. Auch im Bereich der Jugendarbeit ist diese Verschlechterung auf dem Arbeitsmarkt spürbar. Bei den Jugendlichen, die an den JAZ-Seminaren teilnehmen, ist eine steigende Perspektivlosigkeit zu beobachten, da heute (vermeintlich) erwartet wird, Abitur vorzuweisen und anschließend im „Idealfall“ zu studieren. Deswegen geben viele Jugendliche mit Hauptschulabschluss z. B. ihre Suche nach einem Ausbildungsplatz frühzeitig auf, obwohl viele Ausbildungsbetriebe gerade diese Jugendlichen gerne einstellen würden. Die CAJ sieht ihre Aufgabe darin, an diesem Punkt anzusetzen und den Jugendlichen in den JAZ-Seminaren Mut zu machen, es dennoch zu versuchen und ihre Stärken zu erkennen.

Auch in Bezug auf die Erwerbsarbeit und die Veränderungen der letzten Jahre wurde deutlich, dass sich hohe Erwartungen an die Kirche und ihre Institutionen richten. Zum einen soll Kirche einen Kontrapunkt zu der schnelllebigen, digitalisierten Zeit bieten, um die aktuellen Herausforderungen meistern zu können, und zum anderen soll die Kirche sich mehr mit den veränderten Erwerbsstrukturen auseinandersetzen, da die Leistungsdichte zugenommen hat und es für ehrenamtlich Engagierte immer schwieriger wird, alles „unter einen Hut“ zu bekommen. Dies führt zu einer Problemlage, welche auch in mehreren Interviews zur Sprache gekommen ist: Es gibt im Bereich „Ehrenamt“ immer weniger Nachwuchs. Hierdurch besteht die Gefahr, dass aktuell gut funktionierende und vernetzte In-



initiativen zwangsweise in Zukunft auslaufen, da keine Weiterführung gesichert ist. Aufgrund dessen ist es seitens der Kirche umso wichtiger, rechtzeitig einzugreifen, die Projekte noch besser zu vernetzen, feste Unterstützungsstrukturen aufzubauen und neue „Helfer(innen)“ zu akquirieren. In allen Interviews wurde zudem deutlich, wie wichtig die geleistete Arbeit ist, wie dankbar die Menschen in den Gemeinden und Initiativen für die Angebote sind, sei es sich regelmäßig zu treffen und ein „zweites Zuhause“ zu schaffen oder günstig Möbel und Kleidung zu erwerben, sei es eine kleine bezahlte Stelle, um sich etwas zum Arbeitslosengeld dazuzuverdienen.

### **Ausblick: Kirche für die arbeitenden und die arbeitssuchenden Menschen sein**

Aus den bisherigen Ergebnissen des Projektes kann insgesamt festgehalten werden, dass die Veränderungen und Umbrüche der Erwerbsarbeit direkte Auswirkungen auf das (kirchliche) Handeln in Initiativen und Gemeinden haben, die allerdings in der Kirche insgesamt bisher nur in Ansätzen reflektiert und in ihren unmittelbaren Auswirkungen noch nicht ausreichend erkannt worden sind. Angesichts der dramatischen Veränderungen in der „Arbeitswelt“ und damit im Leben und Arbeiten der Menschen kann jedenfalls nicht länger ignoriert werden, dass sich daraus fundamentale Herausforderungen, etwa für die Praxis von Gemeinden, ergeben. Dies gilt nicht nur hinsichtlich der (In)Kompatibilität von Arbeitszeiten und Zeitstrukturen des gemeindlichen Lebens, sondern auch für das ehrenamtliche Engagement, das sich zunehmend nach Kriterien professioneller Erwerbsarbeit gestaltet. Die kirchliche Pastoral insgesamt ist maßgeblich von den Veränderungen der Arbeitswelt betroffen und beeinflusst.

Insofern ist es eine Zukunftsaufgabe für die Pastoral, diese Zusammenhänge be-

wusst zu machen und systematisch in Pastorkonzepte „einzubauen“. Der dialogische Ansatz des Projektes zeigt, dass die Frauen und Männer selbst einen Schatz an Erfahrungen und Vorstellungen für ein zukunftsfähiges kirchliches Handeln mitbringen, der Ausgangspunkt einer Theologie und Pastoral der Arbeit sein kann und die kirchliche Option für die arbeitenden und Arbeit suchenden Menschen schärft. Zudem: Die Erwartungen an die Kirche sind hinsichtlich Vernetzung und Unterstützung bis hin zur Bereitstellung personeller Ressourcen hoch. Nicht nur „Caritas“ wird erwartet, sondern auch eine „politische Fürsprecherinnenfunktion“ der Kirche. Man erwartet von „der Kirche“ (noch) viel!

#### **Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Vgl. z.B. Ansgar Kreutzer: „Um Gottes Willen Arbeit“ - Eine systematisch-theologische Annäherung, in: ThPQ 152 (2004), S. 284-295.
- <sup>2</sup> Vgl. Ludwig Bertsch u.a. (Hg.): Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe, Bd 1: Beschlüsse der Vollversammlung. Freiburg i. Br., Basel, Wien 1976.
- <sup>3</sup> Vgl. ausführlich und weiterführend Bischöfliche Kommission Kirche und Arbeiterschaft im Bistum Aachen (Hg.): Kirche und Arbeiterschaft - 40 Jahre Synodenbeschluss. Aachen/Köln 2014.
- <sup>4</sup> Bartsch 1976, a.a.O., S. 327; vgl. auch S. 327-338.
- <sup>5</sup> Sonja Sailer-Pfister: Theologie der Arbeit vor neuen Herausforderungen. Sozialethische Untersuchungen im Anschluss an Marie-Dominique Chenu und Dorothee Sölle. Münster 2005, S. 38.
- <sup>6</sup> Vgl. Papst Franziskus: Apostolisches Schreiben „Evangelii gaudium“ - Über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute. Rom 2013, Ziff. 53ff.
- <sup>7</sup> Oliver Nachtwey: Die Abstiegsesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne, Berlin 2016. S. 138.

- <sup>8</sup> Ebenda, S. 135.
- <sup>9</sup> Werner Eichhorst/Florian Buhlmann: Die Zukunft der Arbeit und der Wandel der Arbeitswelt, in: IZA Standpunkte Nr. 77 2/2015, S. 11.
- <sup>10</sup> Vgl. Yan Bohulskyy/Marcel Erlinghagen/Friedrich Scheller: Arbeitszufriedenheit in Deutschland sinkt langfristig, in: IAQ-Report 2011-03.
- <sup>11</sup> Vgl. Stephan Grünewald: Die erschöpfte Gesellschaft. Freiburg 2015.
- <sup>12</sup> Vgl. Rainer Gross: Angst bei der Arbeit – Angst um die Arbeit: Psychische Belastungen im Berufsleben. Bern 2015.
- <sup>13</sup> Vgl. Inge Hannemann: Die Hartz-IV-Diktatur: Eine Arbeitsvermittlerin klagt an. Reinbek 2015.
- <sup>14</sup> Vgl. zu Geschichte, Auftrag und Arbeit der Kommission ausführlich: Rainer Krockauer: Sauerteig im Teig – Pastoraler Schwerpunkt „Kirche und Arbeiterschaft“, in: Bischöfl. Kommission Kirche und Arbeiterschaft im Bistum Aachen (Hg): Kirche und Arbeiterschaft. sperrig – unbequem – herausfordernd. 40 Jahre Synodenbeschluss Kirche und Arbeiterschaft – 35 Jahre pastoraler Schwerpunkt im Bistum Aachen. Aachen/Köln 2014, S. 15-25.
- <sup>15</sup> Weitere Informationen zum Projekt unter: <http://dialog-soziale-gerechtigkeit.kibac.de/theologie-der-arbeit/>; 02.04.2017).

Clemens Rieger

## „Zieh Deine Schuhe aus, denn der Boden auf dem du stehst, ist heiliger Boden“ (Ex 3,5)

### Exerzitien im Alltag auf der Straße

Exerzitien im Alltag sind seit langem Bestandteil der Arbeit vieler Gemeinden.

Die meisten Modelle, die ich kenne, weisen die Teilnehmenden für die Übung in ihren privaten Bereich, wo sie, möglichst ungestört vom Leben draußen, mit „ihrem“ Gott allein sind. Stille ist ein sehr fruchtbarer Weg, um Gott zu finden.

Unsere Exerzitien im Alltag sollen aber „draußen“ stattfinden. Wenn wir das Evangelium aufmerksam lesen, dann stellen wir schnell fest, dass die meisten Erzählungen dort auf der Straße stattfinden. Die entscheidenden Begegnungen finden meist zufällig statt, scheinen nicht geplant zu sein.

Vielleicht will Er uns ja auch „zufällig“ treffen. Er hat ja auch gesagt: Ich bin der WEG (die Wahrheit und das Leben), also scheint das „Draußen“ auch eine gute Möglichkeit zu sein, Ihn zu treffen. Und das in den unterschiedlichsten Formen: vielleicht als „barmherzigen Samariter“, vielleicht auch als einen derjenigen, die hungrig, durstig, obdachlos, krank und fremd sind und von denen er sagt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan ...“

Gehen Sie neugierig und interessiert. So ist Moses auf den brennenden Dornbusch gestoßen, wahrscheinlich *die* Entdeckung seines Lebens.

## 1. Christian Herwartz, der „Erfinder“ der Straßenerzitzien

Christian Herwartz, ein Jesuit aus Berlin, der in seiner aktiven Zeit auch Arbeiterpriester war, hat die Straßenerzitzien „entwickelt“. Wobei „entwickelt“ das falsche Wort ist. Die Straßenerzitzien sind das Ergebnis seiner eigenen Gottsuche, sie sind ihm auf dieser Suche geschenkt worden. Er schreibt: „Die Exerzitzien auf der Straße sind, wie die ‚traditionellen‘ Exerzitzien auch, der Versuch, sich aus dem Alltagsgeschehen zurückzuziehen, um in Beziehung zu treten mit dem Ursprung der Schöpfung. Gläubige sprechen von Gott, andere finden andere Worte für dieses Geheimnis des Lebens, das Heilige in uns. Es gibt eine Sehnsucht, die in uns angelegt ist und uns Identität gibt. Sie zu entdecken – jenseits von lohnenden Lebenszielen – ist das Anliegen in den Exerzitzien auf der Straße.“

So hat es schon Ignatius von Loyola erlebt, der Ordensgründer der Gesellschaft Jesu, (Jesuiten) der einige Monate als Obdachloser in Manresa, Spanien, auf der Straße lebte, sein Brot erbettelte und in einer Höhle schlief. Das Besondere ist, dass dies ‚auf der Straße‘ geschehen war anstatt in der Stille eines abgeschlossenen, extra dafür reservierten Raums in einem Exerzitzienhaus.

„Auf der Straße“ ist dabei ganz wörtlich gemeint und steht zugleich auch für vieles andere: Die Straße ist ein Ort der Begegnungen, offen für alle. Hier treffen Menschen aller gesellschaftlichen Schichten, aus unterschiedlichen Ländern und in verschiedenen Lebenssituationen aufeinander. Die Straße verbindet, sie läuft an privaten, bewachten Orten vorbei, kann genutzt werden, um neue Ziele anzugehen oder sich in heimische Gefilde zurückzuziehen. Straßen sind Verbindungslinien zwischen verschiedenen Lebensbereichen, manchmal ist die Straße der einzige Raum, der für alle zugänglich ist. Für Pilger ist sie ein besonderer Ort der Gottsuche: Unterwegs auf der Straße lassen sie sich im Gebet auf Gott

hin los und ordnen ihr Leben auf ihn hin neu.

Für die Exerzitzienteilnehmer ist das Unterwegssein auf der Straße eine besondere Herausforderung: Kein stiller Raum, keine Kapelle, kein Altar stehen bereit, um das Eintauchen in eine andere Stimmung zu unterstützen. Stattdessen bewegen sie sich auf der Straße, wo der Verkehr, die Geschäfte und der ganze Alltag lautstark weiterlaufen, und die eigenen täglichen Gewohnheiten oft – unbemerkt – auch. Ein erster Schritt ist da schon, das Bewusstsein dafür zu gewinnen, wie stark wir eingeübt haben, im Alltag zu funktionieren, und es nicht so einfach ablegen können. Mit dem Planen und Funktionieren aufzuhören lässt sich nicht per Willensentscheidung einfach so »machen«, sondern hier beginnen die Teilnehmer, loszulassen und sich Gott anzuvertrauen.“<sup>1</sup>

## 2. Der Zeitrahmen der Exerzitzien

Für die Exerzitzien auf der Straße benötigen Sie etwa 45 Minuten täglich.

- 30 Minuten Zeit für Ihren Spaziergang
- 15 Minuten für den Tagesrückblick (Gebet der liebenden Aufmerksamkeit)

Beginnen Sie Ihren Spaziergang mit einem Gebet. Vorschläge dafür finden Sie weiter unten.

Es kann aber auch ein anderes Gebet sein, z.B. ein bewusstes Kreuzzeichen. Wichtig ist nur, dass Sie sich bewusst sind, „im Namen Gottes“ unterwegs zu sein, von ihm begleitet und ihn suchend.

Schließen Sie Ihren Tag mit dem Tagesrückblick. Nehmen Sie sich 15 Minuten Zeit dafür, den Tag mit Gottes Augen anzuschauen, und sich Ihre Erlebnisse noch einmal bewusst zu machen.

Auch hierfür finden Sie weiter unten einen Vorschlag.

Es kann nützlich sein, einen kleinen Fotoapparat dabei zu haben, um Ihren „Dornbusch“, oder was immer sie beeindruckt, festzuhalten.

Gehen Sie auf Ihren Wanderungen langsam. Normalerweise gehen wir schnell, weil wir ein Ziel haben, das wir erreichen wollen. Dieses Ziel fehlt uns auf unseren Exerzitien. Der Weg ist das Ziel. Jesus sagt dies ja auch von sich: Ich bin der WEG, die Wahrheit und das Leben (Joh. 14,6).

Wenn Sie langsam unterwegs sind, können Sie besser wahrnehmen, wer oder was Ihnen unterwegs begegnen will.

Wenn Sie langsam unterwegs sind, signalisieren Sie auch: Ich habe Zeit, ich bin ansprechbar.

Setzen Sie sich nicht unter Erwartungsdruck. Lassen Sie sich und Gott die Zeit, die es braucht, um sich zu begegnen. Die Bibel sagt, dass Moses 80 Jahre alt wurde, bevor er auf den Dornbusch traf...

Wenn Sie wollen, kann es hilfreich sein, sich kundig zu machen, welche Einrichtungen es in Ihrem „Wandergebiet“ gibt: Kindergarten Schule, Sozialamt, Flüchtlingswohnheim, Fabrik, Lebensmittelausgabe der Tafel, Kirchen usw. Beziehen Sie diese Orte, wenn Sie wollen, in Ihre Wanderungen mit ein.

Das Wichtigste aber ist: Seien Sie neugierig! Einmal pro Woche treffen sich die Teilnehmer außerdem zusammen mit dem Leiter/der Leiterin der Exerzitien, um sich in der Gruppe auszutauschen, sich gegenseitig mit den gemachten Erfahrungen zu bereichern und um auf die kommende Woche vorauszublicken.

### **3. Der biblische Rahmen unserer Exerzitien Exodus 3,1–15**

#### *Moses am brennenden Dornbusch*

Die biblische Erzählung setze ich beim geneigten Leser des Pastoralblattes als bekannt voraus. Trotzdem lohnt es sich, die Bibel in die Hand zu nehmen, weil oft das hinreichend Bekannte banal zu werden droht und in unserem Text hat es beinahe jedes Wort „in sich“.

Vier Wochen für fünfzehn Verse? Ja! Weil dieser Text eine der zentralen Stellen

in der Bibel ist. Mit ihm beginnt die Geschichte des Auszugs Israels aus Ägypten. Im Rückblick ist dies das zentrale Ereignis im Selbstverständnis der jüdischen Religion. Gott steht auf der Seite der Armen und der Unterdrückten. Mit starker Hand und hoherhobenem Arm befreit er sein Volk aus der Knechtschaft. Hier beginnt die Freiheitsgeschichte Israels.

Auch im jüdischen Gesetz hinterlässt der Exodus tiefe Spuren „... denn ihr wart selbst Fremde in Ägypten“, heißt es an vielen Stellen, die den Schutz der Fremden gesetzlich regeln.

Hier, am Dornbusch begann es, der in der Nähe des Gottesberges Horeb stand. Am gleichen Berg erhält Moses später von Gott die zehn Gebote, die im weiteren Verlauf der Religionsgeschichte als „Grundgesetz“ für viele Kulturen dienen. Sie beginnen nicht mit den Geboten, sondern mit dem Satz: „Ich bin JHWH, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus (Ex. 20,2).

Deshalb kann man mit Fug und Recht diesen Satz als Begründung vor jedes der zehn Gebote stellen und beide mit „deshalb“ verbinden. Z.B.: „Ich bin JHWH, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus (*Deshalb:*) Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“ (Ex. 20,2f).

Das, was mit der Begegnung am Dornbusch beginnt, ist eine Freiheitsgeschichte.

Das Pascha-Mahl, das Jesus mit seinen Jüngern im Jerusalemer Abendmahlssaal feiert, hat seinen Ursprung in der Nacht vor dem Auszug aus Ägypten. Im Pascha-Mahl feiert das Volk Israel seine Befreiung durch Gott. Jesus ergänzt dieses Pascha-Mahl durch die Worte, die das Zentrum unserer Eucharistiefeyer prägt: „Nehmt und esst alle davon, das ist mein Leib, der für Euch hingegeben wird. Nehmt und trinkt alle daraus. Das ist der neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen worden ist zur Vergebung der Sünden.“ Allein schon diese kurzen Worte machen deutlich, dass unsere Messe sehr stark mit dem verbunden ist, was am Dornbusch begann.

Im Übrigen lohnt es sich, jeden kleinen Schritt dieser Erzählung zu meditieren,

weil in ihr viel davon zu erfahren ist, wie  
Gott auch heute zu uns „spricht“, wer er  
ist, und was er für uns tut und von uns will.  
Ich hoffe, Sie haben Appetit bekommen ...

#### **4. Gebetsanregungen für den Beginn der Übungen und für den Tagesrückblick**

##### *4.1 Anfangsgebete zu Auswahl*

*Hier bin ich Gott, vor dir, so, wie ich bin –  
mit meiner Sehnsucht, meiner Hoffnung,  
meiner Freude,  
meinem Ärger, meiner Müdigkeit...  
Hilf mir zu sehen, was Du mir jetzt zeigen  
möchtest,  
zu hören, was Du mir jetzt sagen möchtest,  
zu spüren, dass Du mit mir gehst und bei  
mir bleibst.  
So bin ich jetzt da vor Dir ...<sup>2</sup>*

*Gott, lehre mich,  
in der Stille Deiner Gegenwart  
das Geheimnis  
meines Lebens zu verstehen.  
Hilf mir loszulassen,  
was mich daran hindert, Dir zu begegnen  
und mich  
von Deinem Wort ergreifen zu lassen.  
Hilf mir zuzulassen,  
was in mir Mensch werden will  
nach dem Bild und Gleichnis,  
das Du Dir von mir gemacht hast.  
(Peter Köster SJ)<sup>3</sup>*

*Gott, öffne mir die Augen,  
mach weit meinen Blick  
und mein Interesse,  
damit ich sehen kann,  
was ich noch nicht erkenne.  
Gott, gib mir ein großzügiges Herz,  
das sich Deinem Wort überlässt  
und zu tun wagt,  
was es noch nicht getan hat.  
Gott, ich weiß, dass ich nur lebe,  
wenn ich mich von dir rufen  
und verwandeln lasse.  
(nach Ignatius von Loyola)<sup>4</sup>*

*Ich sitze (stehe/gehe) vor dir, Gott,  
aufrecht und entspannt,  
mit geradem Rückgrat  
In diesem gegenwärtigen Augenblick  
lasse ich alle meine  
Pläne, Sorgen und Ängste los.  
Ich lege sie in deine Hände.  
Gott, ich warte auf dich.  
Du kommst auf mich zu.  
Du bist in mir,  
durchflutest mich mit deinem Geist.  
Du bist der Grund meines Seins.  
Öffne mich für deine Gegenwart,  
damit ich immer tiefer erfahre, wer du bist  
und was du von mir willst. Amen.  
(nach Dag Hammarskjöld)<sup>5</sup>*

*Gott, gib mir blinde Augen  
Für Dinge, die nichts taugen  
Und Augen voller Klarheit  
Für Deine Wahrheit!  
(unbekannt)*

*Aus den Dörfern und Städten  
sind wir unterwegs zu dir.  
Aus den Tälern und Bergen  
sind wir unterwegs zu dir.  
Aus den Hütten und Häusern  
sind wir unterwegs zu dir.  
Aus den Büros und Fabriken  
sind wir unterwegs zu dir.  
Mit den leidenden Brüdern und  
Schwestern  
sind wir unterwegs zu dir.  
Mit den lachenden Kindern  
sind wir unterwegs zu dir.  
Mit allen, die an dich glauben,  
bilden wir ein großes Volk.  
Als Bauleute des Friedens  
sind wir unterwegs zu dir.  
Als Boten der Gerechtigkeit  
sind wir unterwegs zu dir.  
Als Zeugen deiner Liebe  
sind wir unterwegs zu dir.  
(aus Lateinamerika, Fundort: unbekannt)*

#### 4.2 Das „Gebet der liebenden Aufmerksamkeit“ - Beschreibung der Gebetsstruktur

„Auswertung“ des Tages bedeutet, dass jeder Tag wertvoll ist. Kostbar sind in den Augen Gottes alle Tage und Nächte der Menschen. Diese Sichtweise Gottes, seinen Blickwinkel, will sich das „Gebet der liebenden Aufmerksamkeit“ zu eigen machen. Dabei können Entdeckungen gemacht werden: Ich darf die Wirklichkeit, so wie sie nun einmal ist, angstfrei wahrnehmen, ohne gleich werten und abwerten zu müssen bzw. abgewertet oder für irgendetwas verurteilt zu werden. Ich darf auf das Gute und Gelungene in Dankbarkeit schauen: auf das Gute, das mir geschenkt wurde, und auf das, was von mir ausgegangen ist, und dies bei mir selber wahrnehmen und annehmen. Ich muss nicht mit dem Unkraut zugleich den Weizen ausrotten. Umkehr bedeutet nicht Vernichtung von Fehlern, sondern Verwandlung; nicht, sich einen Fußtritt zu geben, sondern sich neu ausrichten zu lassen und sich auf den Weg zu machen. Ich darf einen Weg haben und der Weg wächst, so wie die liebende Aufmerksamkeit in mir wächst. Dabei hat alles seine Zeit: das Achten auf äußere Verhaltensweisen, die mich selber oder andere stören; die Aufmerksamkeit für innere Einstellungen und Stimmungen; das achtsame und genaue Nachfragen nach dem, was das eigene Leben ausmacht. Das Beten kann aber auch sehr einfach werden, wie das Gebet eines Bauern, der von sich sagte: „Ich schaue Gott an, und Gott schaut mich an.“

Zur Einübung sind folgende Schritte eine Hilfe, um achtsamer das eigene Leben mit und vor Gott zu leben:

- *Sich Zeit und Raum nehmen; vor Gott gegenwärtig werden*

Wie zu Beginn eines jeden Gebetes versuche ich, mich einzufinden. Ein Blick in die Umgebung kann helfen, sie bewusst

wahrzunehmen, aber dann Abstand von ihr zu gewinnen. Einige tiefe Atemzüge können mir helfen, wach da zu sein. So kann ich gegenwärtig werden in der Gegenwart Gottes. Er ist da, wo ich bin. Ich bin sein Geschöpf und umgeben von den Zeichen seiner Liebe, auch wenn ich sie bisweilen kaum spüren kann. Je mehr ich ihm danken kann, dass er gegenwärtig ist, desto klarer sehe und erfahre ich, dass jeder Tag mit allem, was er bringt, ein Geschenk seiner Liebe für mich persönlich ist.

- *Die Bitte, meine Wirklichkeit mit dem Blick Gottes und in seinem Licht sehen zu dürfen*

Was und wie meine Augen sehen, ist sehr unterschieden von dem, wie Gott es ansieht. Deshalb bitte ich darum, in seinem Licht die Realität meines Tages anschauen zu dürfen. Ein kurzes Gebet kann den Raum für die liebende Aufmerksamkeit bereiten: „Gott, du bist da. Gott ich bin da. Öffne die Augen meines Herzens und lass mich sehen, was du mir durch deinen Geist zeigen willst.“

- *Den Tag in den Blick nehmen*

Wenn ich durch die vorbereitenden Schritte etwas Abstand vom Tagesgeschehen gewonnen habe, kann ich die Ereignisse und Stimmungen des Tages ans Licht kommen lassen. Es geht nicht darum, sogleich Ja oder Nein zu sagen, sofort zu beurteilen, was sein darf und was nicht, sondern das, was war, sehen zu lernen und gelten zu lassen. Dabei kann ich auch bei solchen Geschehnissen verweilen und sie in den Blick nehmen, die vielleicht viel zu schnell an mir vorübergezogen sind oder sich überschlagen haben, so dass ich ihnen keine oder zu wenig Aufmerksamkeit widmen konnte.

Bei diesem Anschauen können folgende Fragen helfen:

- Was ist geschehen? Was habe ich erlebt (Begegnungen und Ereignisse)?
- Wovon bin ich betroffen und wovon nicht?
- Was bewegt mich? In welche Tendenz drängt diese innere Bewegung? Seit wann ist sie im Vordergrund? Wann begann sie? (Es geht nicht um bloße Momentaufnahmen, sondern darum, den Film in seiner Entwicklung zu sehen)

### • *Innewerden und verstehen*

Schon die letzte Frage zielt auf das Bewusst-Werden dessen, was in meiner jetzigen Lebenssituation vorherrschend und bestimmend ist.

In diesem Schritt versuche ich, mit den „Augen des Herzens“ (vgl. Eph 1, 18) tiefer zu schauen und zu verstehen, was eigentlich an diesem Tage geschehen ist. Es gilt zu sehen, wie in allem Geschehen der Geist Gottes am Werk war. Hier geht es um die „Unterscheidung der Geister“. Ich kann an das Geschehen folgende Fragen stellen:

- Welchen Sinn hat das Geschehene von Gott her?
- Kann ich sehen und bejahen, dass durch das Geschehene das Wirken und der Wille Gottes sich in meinem Leben mehr ausgebreitet hat?
- Kann ich im Anschauen des Tages durchlässiger für Gottes Wesen und Wirken werden?

### • *Danken und versöhnt werden*

Diese so erfahrene Realität des Tages kann nun mit dem Geschmack des Geistes Gottes zur frohen Botschaft werden:

- Was ist mir heute alles geschenkt worden! Gesundheit, Arbeit, Menschen, Begegnungen, Fügungen und Bewahrungen! „Wie gut! Danke, Gott!“

- Aber auch Missglücktes, Unerlöstes, unsere Lieblosigkeit, unser Verhaftet-Sein an das Unheil der Welt, unsere Fehler und unser Versagen werden wir vor Gott bringen wollen, damit er es heile und verwandle. „Danke, dass du ja sagst zu mir! Danke, dass du die Sonne deiner Güte über mir scheinen und den Tau deiner Liebe auf mich herabtauen lässt! Danke, dass du den Regenbogen der Versöhnung in die Wolken setzt und über die Erde meines Lebens wölbst!“

### • *Vertrauen und Hoffnung*

Wenn ich so neu beschenkt worden bin mit Dankbarkeit und Versöhnung, werde ich gestärkt, um vertrauensvoll auf die Zukunft zuzugehen. Dankbarkeit ist eine Quelle des Lebens, und die Vergebung von Schuld entbindet gefesselte Kräfte. Ich bitte um Kraft und um Zuversicht, dass ich das, was ich gesehen habe und was mir klar geworden ist, in mein Leben hineinnehmen kann. Je nach der Situation, in der ich mich befinde, werden dabei entweder Hoffnung und Zuversicht oder Entschiedenheit und Entschlossenheit im Vordergrund stehen. Es gilt, sich in die Grundausrichtung hineinnehmen zu lassen, die Gott, der Schöpfer, uns Menschen zugedacht hat: dass unser Leben im Gotteslob und im Dienst an ihm zu seiner Erfüllung kommt. „*Was wir im Auge haben, das prägt uns, dahinein werden wir verwandelt, und wir kommen, wohin wir schauen.*“

*(Heinrich Spaehmann)<sup>6</sup>*

Die Exerzitien im Alltag erstrecken sich über vier Wochen. In jeder Woche gibt es drei Impulse, die jeweils für zwei Tage gedacht sind. Der 7. Tag ist dem Wochenrückblick gewidmet.

Die Wochen stehen unter den Überschriften:

- 1. Woche: Aufmerksam werden (Der Dornbusch)
- 2. Woche: Zieh deine Schuhe aus

- 3. Woche: Ich habe das Elend meines Volkes gesehen
- 4. Woche: Ich bin der „Ich bin da“!

Wer Interesse an dem detaillierten Entwurf der Exerzitien hat, kann mir gern eine E-Mail schicken:  
 clemens.rieger@erzbistum-koeln.de

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Herwartz, Christian: Brücke sein – Vom Arbeiterpriester zum Bruder. Berlin 2013, 151-153.  
 Wer sich intensiver mit dem geistlichen Hintergrund der Straßenexerzitien befassen will, sei auf die zwei folgenden, kleinen Bücher verwiesen:  
 Christian Herwartz: Auf nackten Sohlen – Exerzitien auf der Straße, Ignatianische Impulse, Bd. 18. Würzburg 2006;  
 derselbe: Brennende Gegenwart. Ignatianische Impulse, Bd. 51. Würzburg 2011 und auf die Internetseiten: [www.strassenexerzitien.de](http://www.strassenexerzitien.de); <https://nacktesohlen.wordpress.com>
- <sup>2</sup> Gefunden in: Anne Granda, Inge Jaumann, Leonore Körner, Günther Lohr: Exerzitien im Alltag. München 1998, S. 32
- <sup>3</sup> Gefunden in : Ewig nahe: Exerzitien mit den Perlen des Glaubens, von Kirstin Faupel-Drews. Kiel 2014.
- <sup>4</sup> S. Anm. 3.
- <sup>5</sup> S. Anm. 3.
- <sup>6</sup> Gefunden im Internet unter:  
<http://www.exerzitien-herzensgebet.de/Gebet.lb.Aufmerksamkeit.Beschreibg.d.Struktur.pdf>  
 nach einer Vorlage von Willi Lambert.

Michael Ley

# Metamorphosen eines Berufsbildes

Die Religionslehrer im Theologiestudium

## 1. Rückblick auf das Herkommen der Religionslehrer

In einem Beitrag über den Beruf des Religionslehrers<sup>1</sup> wurde eine erste Version des Berufsbildes rekonstruiert (Ley 2017). Es konnte gezeigt werden, dass sich die Studierenden einem traditionellen Bild von Kirche und Religion verpflichtet fühlen und dass diese Verbundenheit durch lebensgeschichtlich bedeutsame Erfahrungen verankert wird, wie sie insbesondere in der Beziehung zu Großeltern, zum Pfarrer der Heimatgemeinde, zur Gruppe der Gleichaltrigen und zum Religionslehrer zum Tragen kommen.

Die Verpflichtung gegenüber dem eigenen Herkommen wurde zugleich als zentrales Motiv der Studien- und Berufswahl herausgestellt. Es wurde herausgearbeitet, dass die Studierenden einen „Auftrag“ verspüren, familiäre Traditionen, aber auch eine erste, kindliche Version von Religiosität zu erhalten. Als ergänzende Momente wurden in diesem Zusammenhang die Betroffenheit durch biblische Geschichten sowie die Nähe zur Welt der Kindheit genannt.

Es wurde aber auch schon darauf hingewiesen, dass diese erste Fassung von Religiosität wie von selbst auf Umwandlung und Veränderung drängt. Aus psychologischer Sicht gibt es tatsächlich so etwas wie eine „Pubertät des Glaubens“, in der die frühen Glaubensformationen in eine Krise geraten und überschritten werden. Die Entscheidung für das Theologiestu-



dium kann in diesem Zusammenhang als Versuch zu verstehen sein, offen gelassene Entwicklungsstellen zu ergänzen und einer anderen, „erwachsenen“ Bearbeitung zu unterziehen.

Auch wenn den Studierenden die wirklichen Motive ihrer Studien- und Berufswahl in der Regel nicht bewusst sind, entscheidet sich niemand leichtfertig für das Studium der Theologie. Nach allem, was wir in unseren Interviews erfahren können, ist diese Entscheidung immer auch mit dem Anspruch verbunden, die Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben zu einer persönlichen Lebensaufgabe zu machen. Sie hat unter diesem Gesichtspunkt bereits selbst den Charakter eines „Bekenntnisses“ und sollte von allen Verantwortlichen, die mit den Studierenden zu tun haben, unbedingt ernst genommen werden.

## 2. Methodischer Ansatz

Für die Frage nach der weiteren Entwicklung des Berufsbildes scheint die beschriebene Ausgangslage auf den ersten Blick recht günstig zu sein. Andererseits lässt sich aber auch nicht übersehen, dass das Studium nicht immer in der Lage ist, die Ausgangslage der Studierenden in angemessener Weise aufzugreifen: Die Vertreter der Hochschule verweisen häufig auf Schwierigkeiten, den Studierenden Zugänge zu einer wissenschaftlichen Perspektive in Glaubensfragen zu vermitteln (vgl. Herms 1990); demgegenüber fehlen den Studierenden im Studium oft Anknüpfungspunkte an eigenen Einstellungen, Erwartungen und Erfahrungen (vgl. Feige et al. 2000).

Auf beiden Seiten lassen sich Unsicherheiten darüber, was sinnvoll und machbar ist, nicht übersehen. Es gibt offenbar keine klaren Vorstellungen darüber, was das Theologiestudium, über seine bloß inhaltlichen Anforderungen hinaus, zusammenhalten könnte: Wie verändern sich die

Seherfahrungen, mit denen die Studierenden an die Hochschule kommen? Welches Schicksal nehmen die Motive, die sie zum Studium bewegt haben und welche Konsequenzen hat das für die eigenen Berufsvorstellungen? Welche Strategien entwickeln die Studierenden, um mit Problemen und Schwierigkeiten des Studiums fertigzuwerden?

Solche Fragen machen darauf aufmerksam, dass es in einer Untersuchung zum Berufsbild des Religionslehrers nicht genügt, einen Katalog mit isolierten Studienmotiven aufzulisten. Entscheidend ist vielmehr die Frage, welche Metamorphosen das Berufsbild des Religionslehrers im Ganzen nimmt: Psychologisch betrachtet geht es um die Strukturierungsprozesse, in denen die Entwicklung des Religionslehrers „Hand und Fuß“ bekommt. Das Theologiestudium erscheint in diesem Zusammenhang als eine wichtige Zwischenstrecke, auf der sich das Berufsbild zum ersten Mal als eine eigene Lebensform abzuheben beginnt.

In unserer Studie<sup>2</sup> haben wir das Theologiestudium deshalb nicht als ein unabhängiges Motivsystem betrachtet, sondern eine Einordnung unter der Perspektive des Berufsbildes vorgenommen. Das Berufsbild und seine Entwicklung war der Bezugspunkt auch für die Betrachtung des Theologiestudiums. Erst in diesem Kontext ließ sich verstehen, welche Rolle die Angebote der Hochschule für die Entwicklung der Studierenden besitzen und wo diese Angebote auf Zustimmung oder Abwehr stoßen.

In methodischer Hinsicht haben wir uns auf dieselben Prinzipien gestützt wie bei der Untersuchung zur religiösen Sozialisation der Studierenden: Ausgehend von psychologischen Intensivinterviews wurden Beschreibungen angefertigt, mit deren Hilfe die Phänomene in ihrem psychologischen Sinngehalt erschlossen und geordnet wurden. In weiteren Bearbeitungsschritten wurde die Analyse der einzelnen Interviews vereinheitlicht und mit einem Gesamtbild

der psychologischen Motivstruktur ausgetauscht. Dadurch wurde es möglich, die Entwicklungsspielräume, aber auch die Begrenzungen zu kennzeichnen, die im Studium der künftigen Religionslehrer zum Tragen kommen.

## Zugänge zum Theologiestudium

Ein erstes wichtiges Ergebnis der Studie macht darauf aufmerksam, dass es offenbar keinen einfachen Einstieg in das Theologiestudium gibt. In unserer Stichprobe finden wir keine Probanden, die angeben, dass die Entscheidung für das Studienfach bereits zu einem frühen Zeitpunkt der eigenen Lebensgeschichte eindeutig festgestanden hätte. In der Regel fällt diese Entscheidung erst nach einer längeren Suchbewegung, in der sich die Befragten um eine berufliche Um- und Neuorientierung bemühen und bei der der Beruf des Religionslehrers scheinbar wie zufällig als eine mögliche Perspektive auftaucht.

- So gibt es eine erstaunlich große Anzahl von Studierenden, die vor dem Theologiestudium bereits eine Berufsausbildung oder ein anderes Studium abgeschlossen haben. Sehr oft handelt es sich dabei um durchaus anspruchsvolle Ausbildungsgänge wie beispielsweise denjenigen zum Architekten. In anderen Fällen sind Ausbildungen im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich oder im Bereich der Wirtschaftswissenschaften vertreten, wo eine Verbindung zur Theologie auf den ersten Blick nicht gegeben ist.
- Gleichzeitig finden sich unter den Theologiestudierenden zahlreiche Fachwechsler, die zuerst andere Studien- oder Fachrichtungen gewählt haben und erst im Verlauf des Studiums zur Theologie gelangt sind. Obwohl sich diese Fachwechsler häufig mit dem Vorwurf konfrontiert sehen, sie wären mit der Theologie auf scheinbar ein-

fachere oder bequemere Studiengänge ausgewichen, steht hinter der Wechselabsicht häufig eine viel weiter reichende Unzufriedenheit mit dem Studienbetrieb sowie der eigenen Lebens- und Berufsentwicklung.

- Schließlich lässt sich auch bei denjenigen, die ihr Studium im Anschluss an den Schulabschluss aufnehmen, eine längere Orientierungsphase feststellen, in der die Entscheidung für den Beruf des Religionslehrers scheinbar wie zufällig auftaucht: In einem Fall kommt eine Studentin beispielsweise erst bei einem längeren Aufenthalt in Australien und scheinbar wie durch eine zufällig „Eingebung“ auf die Idee, Theologie zu studieren.

In allen Fällen scheint die Entscheidung für die Wahl des Theologiestudiums so zu verlaufen, dass ein unmittelbarer und direkter Zugang vermieden wird. Auch wenn sich auf dem Hintergrund der eigenen religiösen Sozialisation die Wahl des Studienfaches eigentlich nahelegen würde, scheint die Wahl des Faches erst nach einem längeren Zögern und nach mehrfachen Umwegen möglich zu sein: so als sollte zunächst einmal ein gewisser Abstand zu den eigenen religiösen Erfahrungen hergestellt werden oder als wäre eine Rückkehr zu diesen Erfahrungen erst möglich, wenn man sich vorher noch einmal in einer anderen Richtung umgesehen hat.

Gleichzeitig machen die Interviews aber auch darauf aufmerksam, dass die Theologie häufig als Gegenbild zu einer als enttäuschend erlebten Studien- und Berufswelt gewählt wird: Vielen Befragten erscheint die ursprüngliche Berufs- und Studienwahl als Fehlentscheidung, unter der sie sehr stark leiden. Sie haben entweder das Gefühl, sich in einer Fülle von Angeboten zu verlieren oder in Verhältnisse hineinzukommen, die eine Verbindung zu den eigenen Alltags- und Lebensinteressen vermissen lassen. Sie befürchten, regel-

recht zu „vertrocknen“ oder in „blutleeren“ Routinen zu erstarren.

Das Studium der Theologie erhält vor diesem Hintergrund eindeutig den Charakter einer „Verheißung.“ Es kommt an einer Stelle ins Spiel, an der die Studierenden spüren, dass sie die Hoffnung auf einen einheitlichen und bewegenden Lebenssinn zu verlieren drohen. Das Theologiestudium ist demgegenüber von Anfang an mit dem Versprechen verbunden, diesen Lebenssinn wiederzufinden, anzureichern oder gegenüber früheren Festlegungen sogar noch zu steigern: Die Theologie verspricht etwas „Eigentliches“, das durch die bisherigen Lebensumstände verwehrt wurde oder was die bislang erreichten Lebensverhältnisse überschreiten soll.

### 3. Typische Konfliktstellen im Verlauf des Theologiestudiums

Gegenüber diesem Verheißungscharakter bleiben dessen reale Aspekte eher unterbelichtet: Die Studierenden fragen kaum nach den formalen oder technischen Voraussetzungen des Studiums. Sie sind vielmehr der Ansicht, dass die Entscheidung selbst schon ausreicht, um den Anforderungen des Studiums gewachsen zu sein. Sie erwarten sozusagen, von der Hochschule mit offenen Armen empfangen und ohne Umwege zum Abschluss geführt zu werden. Deshalb werden auch die mit der Missio verbundenen Anforderungen zu Beginn des Studiums systematisch ausgeblendet.

Aus der Perspektive der Studierenden kommen die Bedingungen an den Hochschulen dieser Erwartung zunächst einmal in hohem Maße entgegen: Die theologischen Fakultäten sind oft wesentlich weniger überlaufen als andere Fachbereiche. Man bewegt sich in kleinen, überschaubaren Kreisen, entwickelt oft ein persönliches Verhältnis zu den Dozenten und kann scheinbar mühelos an inhaltlichen Zusammenhängen anknüpfen, die man schon

lange vor dem Eintritt an der Universität kennengelernt hat.

Andererseits erfahren die Studierenden aber auch relativ früh, dass diese vermeintlich „paradiesischen“ Verhältnisse nicht auf Dauer Bestand haben. Sie geraten in Entwicklungen hinein, die die ursprünglichen Verheißungen des Theologiestudiums teilweise empfindlich stören: Schwierigkeiten bei der Aneignung theologischer Inhalte gehören hier noch zu den geringsten Hürden. Viel schmerzhafter sind Enttäuschungen, die aus dem Zerschlagen ehemals vertrauter Glaubensvorstellungen, aus Zweifeln an der Tragfähigkeit des eigenen beruflichen „Auftrags“ oder aus allgemeinen Gefühlen von Sinnlosigkeit und Ohnmacht resultieren.

- So hat eine zentrale Konfliktstelle im Studium der künftigen Religionslehrer mit Erfahrungen zu tun, die auf eine Erschütterung der eigenen Glaubensvorstellungen hinauslaufen: Die Studierenden machen die Erfahrung, dass durch das Studium nicht nur ihr theologisches Wissen, sondern gleichzeitig auch der Glaube ihrer Kindheit in Frage gestellt wird. Sie fangen an zu zweifeln und sich zu fragen, ob die eigenen Glaubensüberzeugungen ausreichen oder ob sie sich noch auf das verlassen können, was sie in der Vergangenheit für wahr und richtig gehalten haben. Das verbindet sich immer auch mit der Angst, am eigenen Herkommen „schuldig“ zu werden oder sich gegen etwas zu „versündigen“, was man in der Vergangenheit für wichtig und richtig gehalten hatte.
- Eine weitere Konfliktstelle bezieht sich darauf, dass die Studierenden im Laufe ihres Studiums nicht nur an ihren fachlichen Fähigkeiten, sondern auch an ihrer beruflichen „Bestimmung“ zu zweifeln beginnen. Gerade bei denjenigen, die sich zu Beginn des Studiums als besonders überzeugte Christen oder Theologen bezeichnen, kommen auf einmal

Zweifel auf, ob sie den selbstgesteckten Erwartungen gerecht werden, ob sie für andere „Vorbild“ sein oder den Auftrag von Kirche und Schule erfüllen können. Während man das Studium zu Beginn als Verheißung eines einheitlichen und geschlossenen Lebensentwurfs, als bedeutsame Aufgabe oder als geistliche „Sendung“ verstanden hatte, taucht auf einmal die Sorge auf, man könnte diesen Ruf verfehlen oder mit einem selbstgesetzten „Sendungsauftrag“ scheitern.

- Eine dritte Konfliktstelle ergibt sich schließlich aus dem verbreiteten Anspruch, mit Hilfe der Theologie in Gebiete vordringen zu können, die anderen Menschen normalerweise verschlossen bleiben: Nicht wenige Studierenden fühlen sich allein durch die Wahl des Theologiestudiums in einen besonderen „Stand“ gesetzt, der sie über gewöhnliche oder banale Verhältnisse emporhebt. Gleichzeitig haben sie aber auch das Gefühl, dass sie diesen gleichsam „irdischen“ Verhältnissen mehr oder weniger hilflos ausgesetzt sind: Häufig verkehrt sich das Mitreibende und Packende des Theologiestudiums in die Erfahrung einer großen Mühsal und Quälerei. Die Studierenden haben den Eindruck, nicht recht von der Stelle zu kommen und sie leiden darunter, dass sich die eigenen hohen Ansprüche nicht verwirklichen lassen.

#### **4. Hinweise auf ein zentrales Konstruktionsproblem des Theologiestudiums**

Das Studium der angehenden Religionslehrer ist insgesamt keine einfache Angelegenheit, sondern eine in sich gebrochene und widersprüchliche Realität. Der Eintritt in die Hochschule eröffnet ein seelisches Spannungsfeld, in dem Anknüpfungen an die in Kindheit und Jugend entwickelte Glaubensformation hergestellt werden können; in dem die damit verbundenen

Verheißungen in gesteigerter Form zum Ausdruck gebracht werden können; in dem gleichzeitig aber auch die unausweichlichen Kehrseiten dieser Erwartungen belebt werden: Erfahrungen von Fremd-Werden, von Sinnverlust und Entwertung.

Aus psychologischer Sicht ist dieser widersprüchliche Wirkungsraum durchaus kein Konstruktionsfehler des Theologiestudiums. Im Gegenteil: Für die Entwicklung eines dauerhaft tragfähigen Berufsbildes ist es enorm wichtig, dass die Ausgangslage der Studierenden spürbar überschritten wird. Gerade im Hinblick auf die Anforderungen eines wissenschaftlichen Studiums kann dies nur gelingen, wenn dabei auch Züge belebt werden, durch die das vertraute und scheinbar unverrückbare Bild einer idealen Verwandlung mit einem unvertrauten Neben-Bild konfrontiert wird.

Im Studium der Religionslehrer wird diese Aufgabe jedoch durch die sehr hohen Ansprüche belastet, die der Theologie entgegengebracht werden. Das Studium hat nicht bloß vagen Verheißungscharakter, sondern es verbindet sich von Anfang an mit der Hoffnung auf eine grundlegende Erneuerung von Lebenssinn. Es ist also kein „gewöhnliches“ Fachstudium, sondern verwoben mit der eigenen Lebensgeschichte, mit persönlichen Lebenserfahrungen, aber auch mit individuellen Krisen und Konflikten.

Was zu Beginn des Studiums durchaus als Chance verstanden werden kann, das stellt sich daher zugleich als eine große Herausforderung des Studiums heraus. Dadurch, dass die Motivstruktur des Theologiestudiums sehr eng mit der eigenen Lebensgeschichte verknüpft ist, können notwendige und unausweichliche Studienkrisen nämlich nur schwer als Probleme verstanden werden, die aus der Sache selbst erfolgen. Die Studierenden erleben diese Krisen vielmehr wiederum als persönliche Angelegenheit: als eigenes Versagen, als individuelle Schuld, als subjektive Unzulänglichkeit.

Da das Studium kaum Anhaltspunkte bietet, solche Erfahrungen systematisch aufzugreifen und zu reflektieren, können sich Entwicklungszustände ausbreiten, die für die Studierenden sehr belastend sind. Das Studium bringt zwar existentielle Erfahrungsprozesse in Gang, es grenzt diese Prozesse aber nicht durch einen festen Plan ein oder hebt sie unter methodischer Anleitung ins Bewusstsein der Studierenden. Dadurch bewegen sich diese Erfahrungen tendenziell ins Unendliche.

Insgesamt gelangen die künftigen Religionslehrer durch ihr Studium also in einen bewegenden Übergang hinein, sie geraten aber nicht so einfach wieder aus diesem Übergang heraus. Die Studienverfassung intensiviert die zentralen Probleme, die für die Entwicklung des Berufsbildes eine wichtige Rolle spielen, sie lässt die Studierenden mit diesen Problemen aber allein. Deshalb kommt es letztlich auch nicht zu einer spürbaren Erneuerung der eigenen Lebenssituation oder der damit verbundenen religiösen Haltungen und Einstellungen.

## 5. Das heimliche „Neben-Studium“ der Religionslehrer

Auf der Grundlage der vorliegenden Befunde lässt sich feststellen, dass sich das Theologiestudium nicht im Besuch der Veranstaltungen an der Universität erschöpft. Daneben existiert eine Reihe studienbegleitender Tätigkeiten, die auf den ersten Blick nur lose mit dem Berufsbild des Religionslehrer verknüpft sind, von den Studierenden weitgehend auf eigene Faust initiiert werden und an keiner Stelle mit den Anforderungen des regulären Studienbetriebs abgeglichen sind.

Bei näherer Betrachtung zeigt sich allerdings, dass es sich dabei um wichtige Verarbeitungsformen handelt, die im Dienste einer Neu- und Umstrukturierung von Sinnbezügen stehen: Das „Praktizieren“ der

Theologiestudierenden hat gewissermaßen restituierende Funktion. Es ist eindeutig auf die Schwierigkeiten und Probleme bezogen, die im Theologiestudium aufbrechen und stellt einen Versuch dar, diese Schwierigkeiten und Probleme mit anderen Mitteln, als sie im Studium zur Verfügung stehen, noch einmal neu anzugehen.

Von hohem Stellenwert scheint dabei das Bemühen um die Herstellung einer biographischen Kontinuität zu sein, mit der die Erfahrung lebensgeschichtlicher Brüche und Umbrüche ausgeglichen werden soll. Durch das Praktizieren können die Anforderungen, die das Theologiestudium stellt, viel stärker mit den eigenen Lebenserfahrungen zusammengebracht werden. Gleichzeitig können diese Erfahrungen aber auch wesentlich leichter auf abweichende oder divergierende Entwicklungsanteile bezogen werden, als dies im Studium der Fall ist.

Eine Begrenzung erhalten die Praxisformen allerdings dadurch, dass die für die Entwicklung des eigenen Berufsbildes bedeutsamen Momente in den einzelnen Handlungsformen verborgen bleiben. Das „Praktizieren“ der Studierenden ist immer auch ein „Agieren“, bei dem die Vermittlung grundlegender Entwicklungsverhältnisse lediglich auf der symbolischen Ebene des Handelns stattfindet und, anders als dies an der Hochschule für selbstverständlich gelten sollte, eine ausdrückliche Auseinandersetzung mit den Voraussetzungen des Handelns unterbleibt.

- So lässt sich beobachten, dass viele Studierende insbesondere zu Beginn des Studiums ihr Engagement in der Heimatgemeinde verstärken oder wieder neu aufnehmen. Aus den Interviews ergibt sich, dass dabei nicht nur das Bedürfnis eine Rolle spielt, persönliche Bezugspersonen wiederzusehen, die man teilweise noch aus der eigenen Kindheit und Jugend kennt. Eine große Bedeutung besitzt darüber hinaus auch der Kontakt

zum ehemaligen Gemeindepfarrer, dem man sich insgeheim anvertrauen und über die eigenen Studienprobleme berichten möchte. Allerdings gestehen sich nur wenige Studierende diesen Wunsch ein. Die meisten halten den Kontakt zum Gemeindepfarrer eher auf einer formalen oder dienstlichen Ebene.

- Eine weitere Ausprägung des theologischen „Neben-Studiums“ verbindet sich mit Aushilfstätigkeiten in kirchennahen Berufen, etwa im Rahmen der studentischen Telefonseelsorge, der journalistischen Mitarbeit für Zeitungen und Verlage oder als Kirchenmusiker. Vordergrundig werden diese Tätigkeiten unter der Perspektive gewählt, sich noch eine Alternative zum Lehrerberuf offenzuhalten. Wie die Befragung der Studierenden zeigt, geht es hier aber immer auch darum, praktikable „Übersetzungen“ für die eigenen Glaubensvorstellungen zu finden. Indem sich die Studierenden in die Welt der kirchlichen Berufe begeben, machen sie sich auf die Suche nach einem Bild des Glaubens, von dem sie nicht nur „ergriffen“ werden, sondern das sie tatsächlich „leben“ und „praktizieren“ können.
- Den weitaus umfangreichsten Teil der studentischen Nebentätigkeiten machen schließlich Praktika und Aushilfstätigkeiten in der Schule aus. Wie unsere Interviews zeigen, geht es dabei in erster Linie nicht um die Erprobung wissenschaftlicher Konzepte und Methoden, die man an der Hochschule kennengelernt hat. Viel wichtiger ist vielmehr der Versuch, den Beruf des Religionslehrers in Kongruenz mit der eigenen Lebensgeschichte zu bringen. Die Studierenden nutzen den Religionsunterricht in der Schule als Gelegenheit, eigene kindliche Formen von Religiosität wiederzubeleben. Das Schulpraktikum scheint eine Bestätigung dafür zu sein, dass die frühen Glaubensformationen trotz aller inzwischen stattgefundenen Aufbrüche

noch nicht verloren sind, dass auch weiterhin Anknüpfungen an diese Position möglich sind oder dass sich die damit verbundenen Erfahrungen jederzeit neu aufrufen lassen.

## 6. Zusammenfassung und Ausblick

Die Ergebnisse unserer Studie machen darauf aufmerksam, dass das Studium der angehenden Religionslehrer nicht unbedingt durch Langeweile gekennzeichnet ist. Mit dem Eintritt in die Hochschule gelangen die Studierenden vielmehr in einen ausgedehnten Wirkungsraum, dessen Bewegungsmöglichkeiten sehr weit aufgespannt sind: Die Entwicklungen, die hier stattfinden, gehen weit über das hinaus, was in einer ersten, kindlichen Version des Glaubens festgelegt und zusammengehalten wurde.

Trotz dieser bewegenden Erfahrung haben viele Studierende am Ende des Theologiestudiums aber auch das Gefühl, mit leeren Händen dazustehen. Zwar lässt sich nicht übersehen, dass das eigene Verständnis von Glauben und Religion im Kontext des Studiums deutlich überschritten wird. Andererseits wird aber auch deutlich, dass es im Rahmen des Theologiestudiums nicht gelingt, die verschiedenen Entwicklungsansätze, die im Rahmen des Theologiestudiums belebt werden, zu einem Gesamtbild zusammenzufassen. Relativ unverbunden stehen vielmehr nebeneinander: die religiösen Vorerfahrungen der Studierenden und die daraus hervorgegangenen Auffassungen und Überzeugungen („Glaubensbasis“); die Ansprüche und Anforderungen der wissenschaftlichen Theologie; die Idealisierungen und Utopien, die das geliebte Bild des Theologiestudiums ausmachen; relativ vage und unbestimmte Vorstellungen vom Beruf des Religionslehrers; mehr oder weniger taugliche Versuche, die Anforderungen des Berufs auf eigene Faust in Erfahrung zu bringen.

Da Übergänge und Zwischenschritte fehlen, in denen die verschiedenen Seiten des

Berufsbildes aufeinander zubewegt werden könnten, kommt es auch nicht zur Einübung in einen wissenschaftlichen Stil des Fragens, Denkens und Handelns, in dem die einmal erworbenen Vorstellungen von Glaube, Kirche und Religion auf die Probe gestellt und erneuert werden könnten. Im Studium der Religionslehrer gelingt es oft nicht, ein Werk herzustellen, in dem die Faszination durch die Wirklichkeit des Glaubens Gestalt gewinnen, aber auch die unvermeidlichen Schwierigkeiten, die sich aus dem Festhalten an dieser Wirklichkeit ergeben, produktiv durchlebt und durchlitten werden könnten. Als verhältnismäßig stabil erweisen sich lediglich die frühen Versionen des Glaubens, die als Vorbild und Muster aller späteren Versionen von Religiosität gleichsam „fixiert“ werden, während die Auffassungen der wissenschaftlichen Theologie gegenüber diesem frühen Vorbild lediglich wie aufgesetzt wirken.

Damit ergibt sich als abschließender Befund der vorliegenden Studie, dass das Professionalisierungsproblem der künftigen Religionslehrer nicht in einer mangelnden Religiosität oder in einer übergroßen Distanz zur Kirche zu suchen ist. Als problematisch muss vielmehr angenommen werden, dass die bereits ausgebildeten Formen von Religiosität im Theologiestudium zu wenig aufgegriffen und weiter entwickelt werden. Was die Studierenden an religiösen Vorerfahrungen mitbringen und was die Hochschulen als Angebote einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit theologischen Fragen anbieten, gleitet sozusagen aneinander vorbei, wodurch beiden Seiten die Mühen und der Aufwand von Entwicklung erspart bleiben.

Man könnte auch sagen: Das Problem der Professionalisierung der künftigen Religionslehrer ist nicht ihre mangelnde Religiosität, sondern sowohl auf Seiten der Studierenden als auch auf Seiten der Hochschule der Versuch, ein bestimmtes Bild des Glaubens festzuhalten und Entwicklungen auszuschließen, die dieses Bild bedrohen

## Literatur:

- *Feige, Andreas; Dressler, Bernhard; Lukatis, Wolfgang; Schöll, Abrecht (2000).* „Religion“ bei ReligionslehrerInnen. Religionspädagogische Zielvorstellungen und religiöses Selbstverständnis in empirisch-soziologischen Zugängen. Münster u.a: Lit Verlag.
- *Halík, Tomáš (2007).* Vzdáleným nablízku. Deutsch (2010): Geduld mit Gott. Die Geschichte von Zachäus heute. Freiburg/Br.: Herder.
- *Herms, Eilert (1990).* Die Lage der Theologiestudenten und die Aufgabe der Theologie. in: ders., *Erfahrbare Kirche. Beiträge zur Ekklesiologie.* Tübingen: Mohr, S. 190-208.
- *Ladenthin, Volker (2016).* Zweifeln, nicht verzweifeln! Warum wir Religion brauchen. Würzburg: Echter.
- *Ley, Michael (2017):* Wer sind eigentlich diese Religionslehrer? Untersuchungen zur Entwicklung eines Berufsbildes. In: *Pastoralblatt 69 (2017),* S. 178-185.

könnten. Damit wird aber zugleich das zerstört, was den Kern des Glaubens ausmacht und was ihm Kraft, Einfluss und Wirkung geben könnte: das Vertrauen darauf, dass der eigene Glaube stark genug ist, um auch solche Entwicklungen auszuhalten, die man in der Begrenztheit des eigenen Daseins nicht komplett in der Hand haben und bestimmen kann (vgl. Halík, 2007; Ladenthin 2016).

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Mit dem Begriff „Religionslehrer“ sind die Religionslehrerinnen ausdrücklich mit gemeint.
- <sup>2</sup> Die Studie ist vom Institut für Qualitative Bildungsforschung (IQ BILDUNG) im Auftrag des Bistums Aachen und des Erzbistums Köln durchgeführt worden.

# „Freundliche Worte sind wie Wabenhonig“ (Spr 16,24)

Von Bienen und Honig und ihrem Bezug zum Christentum

---

„Freundliche Worte sind wie Wabenhonig, süß für den Gaumen, heilsam für den Leib“ (Spr 16,24). Dieses Zitat aus dem Buch der Sprichwörter stand auf einer Karte des Diözesancaritasverbandes für das Bistum Trier. Die Karten wurden 2016 aus Anlass seines 100jährigen Bestehens verteilt. Wenn man die Karte aufklappte, war darin ein Tütchen mit Honig befestigt. Eine süße Idee.

Inzwischen gibt es viele Gelegenheiten, bei denen einem die Themen „Bienen“ und „Honig“ auch im kirchlichen Kontext begegnen. So bietet die Katholische Erwachsenenbildung (KEB) Saarbrücken 2017 zum zweiten Mal einen Imkerkurs an. Aufgrund der Anmeldezahlen fanden 2016 gleich drei Kurse parallel statt. Damit kam allerdings auch ein Rechtfertigungsdruck auf: Warum und wozu bietet die KEB Imkerkurse an? Die Frage nach dem Profil von KEB Arbeit ist hier nicht weit.

Dem Veranstaltungsformat lag die Intention zugrunde, ein niedrigschwelliges Angebot für ein Thema zu schaffen, das gesellschaftlich aktuell ist. Damit war der Gedanke verbunden, dass TN über diese Veranstaltung in Kontakt mit der KEB kommen und so auf das Gesamtprogramm der KEB aufmerksam werden.

Allerdings ist die Auffassung, dass das Themen „Bienen“ und „Honig“ einzig und allein der TN-Gewinnung dienen, zu kurz gegriffen. Ein tiefergehender Blick zeigt, dass sie zum einen den klassisch-katholischen Bildungsbereich „Die Schöpfung bewahren“ betreffen, und zum anderen eine

allgemeine jahrtausendealte Verwobenheit mit der Kulturgeschichte besitzen, und diese bezieht sich eben auch in signifikanter Weise auf das Christentum.

Von dieser Verwobenheit soll im Folgenden in Form ausgewählter Schlaglichter – Bibel, Kirchenväter, Exsultet, imkernde Pfarrer – die Rede sein.

Während der hebräische Begriff für „Biene“ (*deborah*) fünfmal im AT zu finden ist und zusätzlich als weiblicher Vorname der Richterin Debora eingesetzt wird (vgl. Ri 4f.), begegnet das hebräische Wort für „Honig“ (*dewasch*) im AT etwa 50-mal und sein griechisches Pendant im NT 3-mal.

Die Biene wird im AT zumeist in Form eines Vergleiches erwähnt, insofern Israel sich umgeben sieht von Völkern, die Israel „umschwirren wie Bienen“ (Ps 118,12) oder sich z. B. von den Amoritern verfolgt sieht wie von einem „Bienenschwarm“ (Dtn 1,44). Darüber hinaus dient der Begriff „Honig“ in der Bibel als Vergleichsgröße und zwar sowohl für die „Süße des Gotteswortes“ (vgl. Ps 119,11; 119,103; Ez 3,1-3; Offb 10,9) als auch für die Weisheit insgesamt (vgl. Spr 24,13f)<sup>1</sup>. Zudem darf er aufgrund seiner Süße auch in Bezug auf die Liebe nicht fehlen (vgl. Hld 4,11; 5,1).

Wohnung fanden die wild lebenden Honigbienen vornehmlich in Bäumen. Die Bibel berichtet auch von Felsspalten (vgl. Ps 81,17) und Erdhöhlen (vgl. 1 Sam 14,25). Die letztgenannte Variante ermöglichte es Sauls Sohn Jonathan, im Vorbeigehen Honig zu naschen. Allerdings hatte diese Honigschleckerei prekäre Folgen, da er damit unwissentlich das von seinem Vater gelobte Essverbot während der Schlacht mit den Philistern verletzte und ihm dadurch die Todesstrafe drohte. Doch das Volk erreichte eine Verschonung Jonathans (vgl. 1 Sam 14,24-46).

Besonders beachtenswert ist des Weiteren die Erzählung von einem weiteren Nistplatz im Richterbuch. Simson entdeckt, im Kadaver eines Löwen, den er vor einiger Zeit selbst mit bloßen Händen getötet hatte, „einen Bienenschwarm und Honig“ (vgl. Ri



14,8). Diese Perikope steht offensichtlich in Verbindung zur antiken Vorstellung der Entstehung der Bienen aus einem Stierkadaver (Bugonie), deren Ursprung in Ägypten zu finden ist.<sup>2</sup>

Besonders markant und inzwischen auch sprichwörtlich gebraucht ist die alttestamentliche Rede vom „Land, in dem Milch und Honig fließen“, die etwa 23-mal Erwähnung findet. Den Ausgangspunkt dafür bildet die Perikope von der Berufung des Moses, in der JHWH spricht: „Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreißen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen, in das Gebiet der Kanaaniter, Hetiter, Amoriter, Perisiter, Hiwiter und Jebusiter“ (Ex 3,8). Lange Zeit galt es allerdings als umstritten, ob sich die Sprachweise auf Bienenhonig bezieht, denn nur für Ägypten ist Bienenzucht bereits um 2500 v.Chr. nachgewiesen. Daher wurde die Meinung vertreten, dass sich der genannte „Honig“ auf einen Fruchtsirup bezieht, der aus Früchten bzw. dem Saft von Trauben, Datteln, Feigen oder Johannisbrot hergestellt wurde. Diese Einschätzung änderte sich mit den Ausgrabungsfunden 2005–2007 in Tel Rehob. Inmitten dieses Ortes, der während des Nordreiches ein wichtiges Zentrum war, wurde eine „große industrielle Imkerei aus dem 10.–9. Jh. v.Chr. entdeckt“<sup>3</sup>. Es wird geschätzt, dass dort im Jahr etwa 300–500 kg Honig und 50–70 kg Bienenwachs produziert wurden.<sup>4</sup> Demnach kann also für die alttestamentliche Zeit durchaus – mindestens ab dem 10. Jh. v. Chr. – davon ausgegangen werden, dass es professionelle Bienenzucht gab und sich die Redeweise vom „Land, in dem Milch und Honig fließen“ tatsächlich auf Bienenhonig bezieht.<sup>5</sup>

In der frühen Kirchengeschichte nahmen dann die Themen „Bienen“ und „Honig“ einen breiten Raum ein. Insofern Kirchenväter in ihren Texten von Bienen sprechen, tun sie dies unter der Perspektive, dass es sich dabei um eine für die Hörerin bzw. den Leser gängige Redeweise handelte. Diese

greifen sie auf und prägen sie in eigener Weise im Hinblick auf das Christumysterium. Dabei ist zumeist eine „idealisierte Deutung von Biene und Honig“<sup>6</sup> zu erkennen. So wird beispielsweise der Bienenkönig zum Bild für Christus oder der Bienenstock zum Bild für die Einheit in der Gemeinschaft der Christen<sup>7</sup>. In diesem Sinn schreibt Augustinus (354–430), der selbst auch Imker gewesen sein soll<sup>8</sup>: „Die Bienen lieben ihren König, die Gerechten Christus. Die Bienen bauen Waben, die Gerechten arbeiten an der Kirche.“<sup>9</sup>

Traditionell wurden die Bienen bereits in der Antike für ihre Lebens- und Arbeitsweise bewundert. Ihnen wurden Fleiß und Weisheit zugeschrieben, Attribute, die auch die christlichen Autoren weiterverwendeten<sup>10</sup>. Weithin bekannt ist zudem das Bild vom Honig, der von den Lippen fließt, als Vergleich für die Redegewandtheit eines Menschen<sup>11</sup>. Dieser beliebte antike Vergleich wurde im Christentum ebenfalls eingesetzt und wurde z. B. für Johannes von Antiochia verwendet, dessen späterer Name Johannes Chrysostomos (um 349–407) – also Goldmund – davon bildhaft Zeugnis gibt. Bei ihm wie auch bei Bernhard von Clairvaux (um 1090–1153: Doctor mellifluus) findet sich in Darstellungen oftmals ein Bienenkorb als Attribut. Dies ist auch beim Schutzpatron der Imker, dem Bischof Ambrosius von Mailand (337–397) zu beobachten. In dessen Biografie wird sogar von einem frühkindlichen Bienenwunder berichtet: Bienen hätten sich auf Mund und Gesicht des in der Wiege liegenden Kindes gesetzt und wären in seinem Mund ein- und ausgegangen<sup>12</sup>. Wenn demnach im allgemeinen Gebrauch die Redegewandtheit mit fließendem Honig und der Süße von Honig verglichen wurde, so wurde sie im christlichen Kontext übertragen auf das von Gott erfüllte Sprechen.<sup>13</sup>

Im Exsultet der Osternacht werden die Bienen heute noch erwähnt: Denn die Kerze, „die aus dem köstlichen Wachs der Bienen bereitet“ ist, erinnert an den „Fleiß der Bienen“. Allerdings sind dies nur die Reste

eines ursprünglich weitaus längeren Bienenlobs. Dieses, das zusammen mit dem ursprünglichen Text des Exsultet etwa im 4. Jh. entstandenen ist, stellt im Großteil „eine eindrucksvolle poetische Schilderung des Lebens der Bienen [dar] und rühmt ihren einzigartigen Vorzug vor allen übrigen Lebewesen, die dem Menschen unterworfen sind“<sup>14</sup>. Erst die letzten zwei Sätze leiten zum Inkarnationsgeschehen über und liefern die Begründung, warum das Bienenlob ins Exsultet kam:

„O wahrhaft glückliche und wunderbare Biene, deren Geschlecht Männchen nicht verletzen, Geburten nicht zerbrechen und deren Keuschheit Kinder nicht zerstören. So hat die heilige Maria als Jungfrau empfangen, als Jungfrau geboren und ist Jungfrau geblieben.“<sup>15</sup>

Dies ist ein prominentes Beispiel, wie die Biene als Bild der jungfräulichen Gottesmutter beschrieben wurde.<sup>16</sup> Das Bienenlob ist ein Marienlob und damit ein Lob der Menschwerdung Christi.<sup>17</sup> Allerdings ist es zzt. des Mittelalters aus dem Exsultet herausgenommen worden, vermutlich wegen der breiten Beschreibung des Bienenlebens, welche eine fast wörtliche Übernahme aus einem Werk des römischen Dichters Vergil darstellt und deswegen schon von Hieronymus kritisiert wurde.<sup>18</sup>

Interessant ist abschließend noch ein Blick auf die Verbindung zwischen dem Pfarramt und der Tätigkeit als Imker. Es scheint sich hier um eine Kombination zu handeln, die offensichtlich gut harmonierte. Beispielhaft seien der evangelische Pfarrer Johann Ludwig Christ (1739-1813) und sein späterer katholischer Kollege Johann Baptist Vogelbacher (1785-1850) erwähnt, die beide ihr Wissen in Fachliteratur veröffentlichten.<sup>19</sup> Des Weiteren gab es Pfarrer, die Bienenbeuten, also Bienenwohnungen, entwickelten, wie der in den USA lebende Pfarrer Lorenzo Lorrain Langstroth (1810-1895). Andere wie der evangelische Pfarrer Ferdinand Gerstung (1860-1925) gründeten das Deutsche Bienenmuseum in Weimar. Und wieder andere züchteten eine

eigene Bienenrasse, wie der Benediktiner Karl Kehrle/Bruder Adam (1898-1996). Die Buckfast Biene ist nach der englischen Abtei benannt, in der er lebte.

Bedenkenswert ist in diesem Zusammenhang ein Satz aus der Biografie bei Wikipedia zum katholischen Pfarrer Johann Dzierzon, dem schlesischen Bienenvater: „Die [...] Kaplans- und Pfarrtätigkeit erlaubte es ihm sich auch als praktischer Landwirt und Bienenzüchter zu betätigen.“<sup>20</sup> Dieser Satz lässt den einen oder die andere wehmütig zurückblicken auf vergangene Zeiten, die scheinbar mit der heutigen Pastoral und dem allgemeinen Trubel nichts mehr zu tun haben. Aber vielleicht gibt es neue Ansätze für eine Verbindung beider Professionen, denn im Garten des Kölner Erzbischofs sind 2015 Bienenvölker eingezogen.<sup>21</sup>

Mit Blick auf diese wenigen Schlaglichter kann zusammenfassend festgehalten werden, dass die eingehendere Beschäftigung mit den Themen „Bienen“ und „Honig“ also durchaus einen theologischen Mehrwert hat, indem er in besonderer Weise in die kirchliche Tradition einführt und darüber hinaus einen aktuellen Bezug hat, wenn es darum geht, dieses über die Jahrtausende so hoch geschätzte Insekt zu schützen und zu bewahren.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. Art. Honig, in: Lexikon zur Bibel, hrsg. von Fritz Rienecker, Gerhard Maier u.a. Witten 2013, 546.
- <sup>2</sup> Unter der leiblichen Gestalt des Stieres soll sich die Seele des Sonnengottes Osiris verborgen haben. Damit war der Stier der irdische Repräsentant des Gottes. Dahinter steht der altägyptische Mythos, dass aus dem Tod eines Gottes Schöpfungsleben entsteht. (Vgl. Elisabeth Wimmer, Biene und Honig in der Bildersprache der lateinischen Kirchengeschichte. Wien 1998, 9f., 78.; Ralph Dutli, Das Lied vom Honig, Eine Kulturgeschichte der Biene. Göttingen 2016, 57; 63-68) Darüber hinaus wird das Thema aufgegriffen, dass lange Zeit angenommen wurde, dass Bienen göttlichen Ursprungs sind (vgl. Wimmer, Biene und Honig, 10f.).
- <sup>3</sup> Art. Biene, in: Lexikon zur Bibel, hrsg. von Fritz Rienecker, Gerhard Maier u.a. Witten 2013, 187.

<sup>4</sup> Vgl. ebd.

<sup>5</sup> Zu erwähnen ist an dieser Stelle, dass sich im altkirchlichen Taufritus eine Milch-Honig-Gabe befunden hat. Tertullian schreibt dazu: „Ferner werden wir dreimal untergetaucht... Aus der Taufe gehoben, genießen wir eine Mischung von Milch und Honig“ (Tert. Coron. 3 [CCL 2,1024f.]).

<sup>6</sup> Wimmer, Biene und Honig, Einleitung.

<sup>7</sup> Vgl. Wimmer, Biene und Honig, 29–32. Die Tatsache, dass es keinen Bienenkönig, sondern eine Bienenkönigin gibt, ist erst eine Erkenntnis des 17. Jh.

<sup>8</sup> Vgl. Dutli, Das Lied vom Honig, 72. Vgl. auch Kerstin Eitner, Katja Morgenthaler, Die Biene, Eine Liebeserklärung. Hamburg 2015, 15.

<sup>9</sup> Augustinus serm.ed. Denis 1,3 (PL 46,820)

<sup>10</sup> Vgl. Wimmer, Biene und Honig, 33–46

<sup>11</sup> Vgl. ebd., 54–57.

<sup>12</sup> Es handelt sich um ein beliebtes antikes Motiv, das sich bei verschiedenen Schriftstellern und Philosophen findet, so zum Beispiel bei Homer, Sophokles und Platon. (Vgl. ebd., 57).

<sup>13</sup> Vgl. ebd.

<sup>14</sup> Guido Fuchs, Hans-Martin Weikmann, Das Exsultet, Geschichte, Theologie und Gestaltung der österlichen Lichtdanksagung. Regensburg 1992, 91. Ebd.

<sup>15</sup> Die Vermehrung der Bienen war über Jahrtausende ein nicht gelöstes Rätsel, da die Begattung der Königin durch die Drohnen in mehreren Metern Höhe stattfindet und schwer zu beobachten ist.

<sup>17</sup> Vgl. Fuchs, Weikmann, Das Exsultet, 91.

<sup>18</sup> Vgl. ebd.

<sup>19</sup> Johann Ludwig Christ, Anweisung zur nützlichsten und angenehmsten Bienenzucht für alle Gegenden. Frankfurt und Leipzig 1783; Johann Baptist Vogelbacher, Anleitung zur nützlichen Bienenzucht besonders für den Landmann und die Schulen. Freiburg i. Br. 1832.

<sup>20</sup> Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Johann\\_Dzierzon](https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Dzierzon) (Zugriff: 2017-05-05).

<sup>21</sup> Vgl. <https://www.domradio.de/video/wie-geht-es-den-bienen-des-koelner-erzbischofs> (Zugriff: 2017-05-05).

Philipp Thull

## Einander mit Achtung zuvorkommen

Praktische Auswirkungen des von Papst Franziskus erlassenen Apostolischen Schreibens „*De concordia inter codices*“

Eine der größten menschlichen Tragödien, die sich unserer Tage im Nahen und Mittleren Osten – u. a. in Syrien, Irak und Libanon – abspielt, erfordert nicht nur die Aufmerksamkeit der Politik, sondern ohne Zweifel auch der Kirche. Viele der Menschen, die ihre Heimat wegen Krieg, Verfolgung und Terror verlassen mussten und in der Fremde – auch in Deutschland – eine neue Heimat gefunden haben, sind Christen. Nicht wenige von ihnen gehören einer der sog. katholischen Ostkirchen an.<sup>1</sup> Aufgabe der Pastoral und des Kirchenrechts ist es, diesen Gläubigen in ihrer neuen, vorwiegend lateinisch geprägten Umgebung, eine Heimstatt zu bieten, die ihnen nicht nur das Gefühl von menschlicher Geborgenheit und Nähe schenkt, sondern ihnen auch die Möglichkeit eröffnet, ihrer religiösen Identität und ihrer geistlichen Prägung Ausdruck zu verleihen. Um dieser neuartigen Situation, die die seelsorgliche Praxis auch hierzulande vor bislang kaum aufgeworfene Fragen stellt<sup>2</sup>, gerecht zu werden und diesen Gläubigen, die, wie es in c. 40 § 3 CCEO heißt, dazu verpflichtet sind, ihren je eigenen Ritus überall zu beachten, eine adäquate, zukunftsfähige Perspektive zu eröffnen, hat Papst Franziskus in Wahrnehmung seiner umfassenden Hirten Sorge am 31. Mai 2016 ein elf Artikel umfassendes Apostolisches Schreiben in Form eines *Motu proprio* unter dem Titel „*De concordia inter codices*“ erlassen, das am 16. September 2016 auf seinen Wunsch hin im *Osservatore Romano*<sup>3</sup> promulgiert worden ist. Aus den rechtlichen Anpassun-

gen, die sich auf den *Codex Iuris Canonici* von 1983 beziehen und die bislang anhaltende Diskrepanz zwischen den beiden geltenden Gesetzbüchern der katholischen Kirche – CIC/1983 und CCEO – in den vom Papst in den Blick genommenen Themenfeldern aufheben sollen, ergibt sich insbesondere für den lateinischen Rechtskreis nun eine gewisse Rechtssicherheit, die eine nicht unerhebliche Gewissheit im pastoralen Umgang mit den Gläubigen der katholischen Ostkirchen mit sich bringt.

## Änderungen durch „De concordia inter codices“

Aus den vorgenommenen Anpassungen im CIC ergeben sich einige rechtliche Präzisierungen, die praktische Auswirkungen im seelsorglichen Umgang, insbesondere bei Taufe, Firmung und Ehe, mit ostkirchlichen Gläubigen haben. Ohne den Wortlaut des *Motu proprio* wiederzugeben, seien unter Berücksichtigung der einschlägigen Normen des CIC und des CCEO an dieser Stelle die wesentlichen, nun einheitlich geltenden Punkte genannt:

1. Sofern nur ein Elternteil eines zu taufenden Kindes katholisch ist, wird es der Kirche eigenen Rechts zugeschrieben, welcher der katholische Elternteil angehört (c. 111 § 2 CIC). Gehören beide der katholischen Kirche an, wird das Kind jener Kirche eigenen Rechts zugeschrieben, welcher der Vater angehört. Ist allein die Mutter katholisch oder wünschen es beide Eltern übereinstimmend, kann das Kind auch in die Kirche eigenen Rechts der Mutter aufgenommen werden (c. 111 § 1 CIC; c. 29 § 1 CCEO). Taufbewerber, die das 14. Lebensjahr vollendet haben, können jede Kirche eigenen Rechts frei wählen, in die sie durch den Empfang der Taufe aufgenommen werden möchten (c. 111 § 3; c. 30 CCEO).

1.1 Nach empfangener Taufe können einer anderen Kirche eigenen Rechts zugeschrieben werden:

- a) jene, die dazu die Erlaubnis des Apostolischen Stuhls erhalten haben (c. 112 § 1 n. 1 CIC; c. 32 § 1 CCEO)
- b) in einem Gebiet, in dem beide Kirchen eigenen Rechts eine eigene Hierarchie haben (in Deutschland sind dies die lateinische, d. h. römisch-katholische und die ukrainische griechisch-katholische Kirche), jene die von der einen in die andere Kirche eigenen Rechts wechseln möchten (c. 32 § 2 CCEO)
- c) jene, die zum Zeitpunkt der Eheschließung oder während bestehender Ehe zur Kirche eigenen Rechts ihres Ehepartners wechseln möchten (c. 112 § 1 n. 2 CIC); in den katholischen Ostkirchen ist es allein der Frau möglich, bei Eingehen oder während bestehender Ehe zur Kirche eigenen Rechts des Mannes zu wechseln (c. 33 CCEO).

1.2 Wechseln beide Eltern oder in einer konfessionsverschiedenen Ehe der katholische Partner in eine andere Kirche eigenen Rechts, werden die Kinder dieser Kirche bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres von Rechts wegen ebenfalls zugeschrieben. Wechselt in einer Ehe unter Katholiken nur einer der beiden Partner in eine andere Kirche eigenen Rechts, wechseln die Kinder ihre Zugehörigkeit nur dann, wenn beide Eltern zustimmen; nach Vollendung des 14. Lebensjahres können die Kinder wieder zur früheren Kirche eigenen Rechts wechseln (c. 112 § 1 n. 3 CIC; 34 CCEO).

2. Jeder Wechsel in eine andere Kirche eigenen Rechts erlangt seine rechtliche Wirkung ab dem Zeitpunkt der Erklärung vor dem Ortsordinarius dieser Kirche oder dem eigenen Pfarrer bzw. einem von beiden delegierten Priester und zwei Zeugen, wenn in einem Reskript des Apostolischen Stuhles nichts anderes vermerkt ist; der Wechsel in eine andere Kirche eigenen Rechts ist in das Taufbuch einzutragen (c. 112 § 3 CIC; cc. 36, 37 CCEO).

3. In das Taufbuch sind auch die Zuschreibung zu einer bestimmten Kirche eigenen

Rechts und jeder Wechsel von einer Kirche eigenen Rechts in eine andere einzutragen (c. 535 § 2 CIC; 689 § 1 i.V.m. c. 37 CCEO). Darum ist die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche eigenen Rechts nach jeder Taufe – auch in der lateinischen Kirche – einzutragen. Dies gilt auch bei Aufnahme nicht-katholischer Christen, die bislang einer nicht-katholischen Ostkirche angehören. Sie sind bei Aufnahme – die keine Firmung beinhalten darf, da diese Gläubigen das Sakrament bereits mit der Taufe empfangen haben<sup>4</sup> – gem. c. 35 CCEO grundsätzlich der entsprechenden katholischen Ostkirche zuzuschreiben.

4. Das Kind nicht-katholischer Christen wird erlaubt getauft, wenn die Eltern, oder wenigstens ein Elternteil bzw. wer rechtmäßig ihre Stelle einnimmt, dies wünschen und es ihnen physisch oder moralisch unmöglich ist, einen für sie zuständigen Amtsträger anzugehen (c. 868 § 3 CIC; c. 681 § 5 CCEO). Das Kind wird in diesen Fällen durch die Taufe stets in jene nicht-katholische Kirche aufgenommen, der die Eltern angehören. In derselben Feier hat der zuvor vom Ordinarius beauftragte Priester das Sakrament der Firmung zu spenden (c. 696 § 3 CCEO). In Deutschland, wo die orthodoxen und altorientalischen Kirchen mit jeweils eigener Hierarchie vertreten sind, dürfte von dieser Möglichkeit nur selten Gebrauch gemacht werden.

5. Ausschließlich Priester assistieren den Eheschließungen zwischen zwei Partnern, die beide einer Ostkirche angehören, oder einem Partner, der der lateinischen Kirche, und einem Partner, der einer katholischen oder nicht-katholischen Ostkirche angehört, gültig (c. 1108 § 3 CIC; c. 828 § 1 CCEO).

6. Der Ordinarius kann jedem katholischen Priester die Vollmacht erteilen, eine Ehe der Christen der Ostkirchen zu segnen, die nicht in der vollen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehen, wenn der gültigen und erlaubten Feier der Eheschlie-

Bung nichts im Wege steht. Der Priester hat die zuständige nicht-katholische Autorität in Kenntnis zu setzen (c. 1116 § 3 CIC; c. 833 § 1, 2 CCEO).

7. Hinsichtlich der Eheschließungsform im Falle einer konfessionsverschiedenen Ehe, sind die Vorschriften des c. 1108 CIC bzw. c. 828 CCEO einzuhalten. Handelt es sich um die Eheschließung eines katholischen mit einem nicht-katholischen orientalischen Gläubigen, ist die kanonische Eheschließungsform nur der Erlaubtheit wegen einzuhalten. Zur Gültigkeit ist unter Wahrung der sonstigen Rechtsvorschriften die Mitwirkung eines Priesters erforderlich (c. 1127 § 1 CIC).

8. Hinsichtlich der äußeren Form der Feiern, ist bei der Spendung der Sakramente der Taufe, der Firmung und der Eheschließung gem. c. 868 § 3 CIC bzw. c. 681 § 5 CCEO oder c. 1116 § 3 CIC bzw. c. 833 § 1 CCEO eine Form des lateinischen Ritus zu verwenden. Von diesen Möglichkeiten ist jedoch, wie es in einer entsprechenden Veröffentlichung des Erzbistums Freiburg zu Recht heißt, „mit Augenmaß Gebrauch zu machen“<sup>5</sup>.

## Ausblick

Papst Franziskus vollzog mit der nun geltenden Anpassung des kanonischen Rechts einen notwendigen, man möchte fast sagen, längst überfälligen Schritt auf dem Wege zur Harmonisierung des „interrituellen Verkehrsrechts“ und der größeren Anerkennung des rechtlichen und geistlichen Erbes der in der katholischen Kirche neben der lateinischen Teilkirche bestehenden Kirchen eigenen Rechts östlicher Traditionen, die oftmals allein unter dem – eher despektierlich klingenden – Rufnamen der sog. „unierten Kirchen“ zusammengefasst werden. Den Gläubigen, die den katholischen Ostkirchen angehören, wird man hierzulande künftig weit größere Beachtung schenken müssen, als dies bislang ge-

schah. Dies entspricht nicht nur der Forderung des Zweiten Vatikanischen Konzils, dass „sich alle, die durch ihr Amt oder ihren apostolischen Dienst in engere Berührung mit den Ostkirchen oder ihren Gläubigen kommen, angesichts ihrer verantwortungsschweren Aufgabe in der Kenntnis und Ausübung ostkirchlicher Gebräuche, in ostkirchlicher Ordnung, Lehre, Geschichte und charakterlicher Eigenart gründlich unterrichten lassen“<sup>6</sup>, sondern auch dem zutiefst pastoralen Erfordernis, den Gläubigen der Ostkirchen in ihrer geistigen und geistlichen Not – und es ist ja eine wirkliche Not, in der sich viele dieser Menschen befinden – all das zuteil werden zu lassen, was ihnen zum Heil gereicht. Dazu gehört nicht nur, ihnen in jener Achtung zu begegnen, die ihnen als unseren Brüdern und Schwestern im Glauben gebührt, sondern sie auch in ihrer rechtlich verankerten rituellen Zugehörigkeit, die Teil ihrer religiösen Identität ist, wahr- und ernstzunehmen.<sup>7</sup> Schließlich offenbart sich der höchst pastorale Charakter kirchlichen Rechts immer wieder auch dadurch, dass das Recht der bestehenden Vielfalt Rechnung trägt. Weil „die juristische Dimension und die pastorale Dimension des kirchlichen Dienstes [...] nicht im Widerspruch zueinander [stehen]“, weil beide „zur Umsetzung der Ziele und der Einheit im Handeln bei[tragen], die der Kirche zu eigen sind“<sup>8</sup>, wie Papst Franziskus in seiner am 24. Januar 2014 zur Eröffnung des Gerichtsjahres 2014 vor den Mitarbeitern der Römischen Rota in der Sala Clementina betonte, müssen Pastoral und Kirchenrecht auch in diesem pastoralen Handlungsfeld Hand in Hand agieren. Gerade in diesen Tagen, da so viele Gläubige (auch) aufgrund ihres Glaubens schwer zu leiden haben, sollten wir als Kirche nicht vergessen, füreinander zu beten und einander zu gedenken, dass – wie es die Konzilsväter ausgedrückt haben –, „den vielen Christen der verschiedenen Kirchen, die Leid und Bedrängnis ertragen, weil sie den Namen Christi tapfer bekennen, vom Heiligen Geist, dem Beistand, die Fülle der Kraft und des Trostes zuströme.

‘Laßt uns einander in brüderlicher Liebe zugetan sein, einander mit Achtung zuvorkommen’ (Röm 12,10)“<sup>9</sup>.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Die Deutsche Bischofskonferenz hat, nachdem sie das Thema der ostkirchlichen Gläubigen in ihren „Leitsätzen des kirchlichen Engagements für Flüchtlinge“ vom 18. Februar 2016 (Arbeitshilfe Nr. 282), hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2016, lediglich am Rande erwähnt hatte, eine eigene Arbeitshilfe unter dem Titel „Christen aus dem Orient“ (Arbeitshilfe Nr. 283), hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2016, veröffentlicht, die eine erste, vordergründige Orientierung über christliche Kirchen im Nahen Osten und Nordafrika und die pastorale Begleitung ihrer Gläubigen in Deutschland bietet.
- <sup>2</sup> Vgl. u. a. Thull, P., Miteinander glauben, füreinander da sein – Kirchenrechtliche Anmerkungen zur Seelsorge an Flüchtlingen, die einer katholischen Ostkirche angehören, in: Pastoralblatt 8/2016, S. 247-254.
- <sup>3</sup> Die lateinische Fassung des Apostolischen Schreibens wurde promulgiert in: OR, 16.09.2016, n. 212, S. 4-5. Dass das Motu proprio im Osservatore Romano promulgiert worden ist, entspricht einer seit einigen Jahren anhaltenden, von dem in c. 8 § 1 CIC abweichenden Regelfall bestehenden Praxis, durch die allgemeine kirchliche Gesetze nicht durch Veröffentlichung im offiziellen Publikationsorgan Acta Apostolicae Sedis promulgiert werden, sondern durch Veröffentlichung in der vatikanischen Tageszeitung.
- <sup>4</sup> Vgl. Päpstlicher Rat zur Förderung der Einheit der Christen, Direktorium zur Ausführung der Prinzipien und Normen über den Ökumenismus, 99a, in: [http://www.vatican.va/roman\\_curia/pontifical\\_councils/chrstuni/general-docs/rc\\_pc\\_chrstuni\\_doc\\_19930325\\_directory\\_ge.html](http://www.vatican.va/roman_curia/pontifical_councils/chrstuni/general-docs/rc_pc_chrstuni_doc_19930325_directory_ge.html) (Stand: 13.12.2016).
- <sup>5</sup> Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg vom 7. Dezember 2016, Nr. 26, S. 450.
- <sup>6</sup> OE 6.
- <sup>7</sup> Die Mahnung Papst Benedikts XVI., Nachsynodales Apostolisches Schreiben Ecclesia in medio oriente, (Anm. 8), Nr. 32, S. 27, an „die Hirten der kirchlichen Gebiete, welche die Gläubigen katholischer

Ostkirchen aufnehmen, sie mit Liebe und Wertschätzung wie Brüder zu empfangen, die gemeinschaftlichen Bindungen zwischen den Emigranten und den Kirchen ihrer Herkunft zu fördern, ihnen die Möglichkeit zu geben, Gottesdienste nach den eigenen Traditionen zu feiern, und dort, wo dies machbar ist, Aktivitäten auf pastoralem Gebiet und auf Pfarreebene zu entfalten" gilt uneingeschränkt fort. In gleicher Weise gilt, was Papst Franziskus mit Blick auf die je eigenen Wurzeln sagt: „Wenn wir einem Laien die Wurzeln seines Glaubens, seiner Herkunft nehmen; wenn wir ihm seine Wurzeln im treuen, heiligen Gottesvolk nehmen, dann nehmen wir ihm die Wurzeln seiner Identität als Getaufte und berauben ihn so der Gnade des Heiligen Geistes. Dasselbe geschieht mit uns: Wenn wir als Hirten unsere Wurzeln aus unserem Volk entfernen, gehen wir in die Irre“, Schreiben von Papst Franziskus an den Präsidenten der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika, Kardinal Marc Ouellet, in: [http://w2.vatican.va/content/francesco/de/letters/2016/documents/papa-francesco\\_20160319\\_pont-comm-america-latina.html](http://w2.vatican.va/content/francesco/de/letters/2016/documents/papa-francesco_20160319_pont-comm-america-latina.html) (Stand: 13.12.2016).

<sup>8</sup> Ansprache von Papst Franziskus an die Beamten des Gerichts der Römischen Rota zur Eröffnung des Gerichtsjahres, in: [http://w2.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2014/january/documents/papa-francesco\\_20140124\\_rota-romana.html](http://w2.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2014/january/documents/papa-francesco_20140124_rota-romana.html) (Stand: 13.12.2016).

<sup>9</sup> OE 30.

## Literaturdienst

**Bruno Schrage/Peter Bromkamp (Hrsg.): Altenheimseelsorge – Wer bestimmt die Route? St. Ottilien 2016, 148 S., ISBN 978-3830678069.**

Das vorliegende Buch dokumentiert die Fachbeiträge und Ergebnisse der Workshops des Kölner Diözesanforums 2015.

In den vielen unterschiedlichen Beiträgen wird deutlich, dass sich auch die Altenheimseelsorge den Veränderungen in Kirche und Gesellschaft stellen muss.

Die Überschriften *Seelsorge als spirituelle Qualität – Seelsorge und Biografie – Seelsorge in der Organisation und Seelsorge in der Kooperation* machen deutlich, in welchem Spannungsfeld Seelsorge in Alteinrichtungen heute steht. Die Kapitel beschreiben die Situation und die Anfragen, die an Altenheimseelsorge, die nicht mehr nur versorgen kann, gestellt werden. Sie muss sich vernetzen und kooperieren.

Das Buch zeigt dazu ein buntes Bild der Seelsorge in Alteinrichtungen auf und ermutigt durch die beschriebenen, gelungenen Praxisbeispiele.

Mit der „Route der Lebens- und Glaubensspuren“ kommt die Situation des alten Menschen, der in eine Alteinrichtung einzieht, in den Blick. Dabei sind es zumal die Veränderungen und Unsicherheiten, mit denen der alte Mensch umgehen muss. Welche Möglichkeiten bieten sich hier der Seelsorge zur Hilfe und Unterstützung auf dem Hintergrund der je eigenen Lebensgeschichte? Insbesondere geht es um die heilsame Wirkung von Ritualen, die helfen können, dass der Mensch wieder zu sich selbst, zu seinen Mitmenschen und zu Gott findet und so sein Leben als wertvoll ansehen kann. Beschrieben wird ganz praktisch eine Runde in einer kleinen Gruppe einer Einrichtung. Im Mittelpunkt steht eine Stelle aus der Bibel, die an die Lebenswelt des Menschen anknüpft und ihn ganzheitlich, mit allen Sinnen anspricht.

Besonders hat mich auch die „Route Museumsbesuche“ angesprochen. Hier wird ein Projekt geschildert, bei dem es um die kulturelle Teilhabe von Menschen mit Demenz geht. Es ist ja nicht selbstverständlich, dass wir Menschen mit diesem Krankheitsbild den Besuch in Theater, Konzert oder Museum ermöglichen. So werden Voraussetzungen und Rahmenbedingungen aufgezeigt, aber auch anthropologische und neurologische Aspekte genannt, die beschreiben, dass durch die Teilhabe an Kultur Ressourcen gestärkt und Emotionalität gefördert wird. Verschwiegen werden aber auch nicht die Schwierigkeiten und Hindernisse, die auf dem Weg dahin liegen.

Mir ist beim Lesen noch einmal bewusst geworden, wie wichtig ein „Konzept Altenheimseelsorge“ ist, damit die Menschen, die im Bereich der Altenheimseelsorge mit unterschiedlichen Rahmenbedingungen – fachlicher oder personeller Art – unterwegs sind, verlässlich und qualifiziert arbeiten können.

Wer zu aktuellen Themen im Bereich der Altenheimseelsorge respektive Altenpastoral Anregungen und Denkanstöße sucht, wird in diesem „Werkbuch“ sicher fündig. Es ist eine Fundgrube für alle, die alte Menschen insbesondere seelsorglich begleiten; unabhängig davon, ob sie Haupt- oder Ehrenamtlich tätig sind.

Die Route, um auf den Titel zurückzukommen, bestimmt der alte Mensch. Ich begleite und ermögliche, so wie es bei Lukas 18,41 steht: „Was willst du, was ich dir tun soll?“

*Ursula Besse-Baumgarten*

**Nicolaas Derksen, Claudia Mennen, Sabine Teschner: Bibliodrama als Seelsorge – im Spiel mit dunklen Gottesbildern. Ostfildern 2016. 19,99 Euro. 192 S., ISBN 978-3-7966-1695-2.**

Da ringt einer ein Leben lang mir den biblischen Texten, die von Gewalt, Leid und Unrecht, von Hass, Betrug und Vernichtung erzählen – und lässt andere an seinem Ringen teilhaben – und findet im Spiel mit biblischen Rollen einen Weg, „das ganze Leben wahr- und ernst zu nehmen“ (S.19). Nicolaas Derksen und die Mitautorinnen, die der „Wislikofer Schule für Bibliodrama und Seelsorge“ mit ihren Partnerorganisationen in Deutschland, Italien und den Niederlanden verbunden sind, legen ein Buch vor, das neben Erfahrungsberichten von Bibliodramatagungen, theologische Reflexionen zu den Themen Gewalt, Rache und Vergeltung in der Bibel enthält und in einem letzten Teil „bibliodramatische Kleinformen für den Glaubensweg“ (S.177) vorstellt.

In drei Teile (*Bibliodrama und Sehnsucht, Gottesbeziehung und Gottesvergessenheit/Bibliodrama und Gewalt/Bibliodrama und Praxis*) aufgeteilt, bietet das Buch ausführliche Einblicke in Wochenenden und Tagesveranstaltungen mit biblischem Spiel (vorwiegend) zu alttestamentlichen Texten, die vor allem „dunkle Gottesbilder“ aus den Büchern Genesis, Amos, Jesaja und den Psalmen thematisieren. Szenenaufbau, Weisen der Spielleitung und Äußerungen von Teilnehmenden werden berichtet und in Skizzen nachvollziehbar dargestellt.

Nicolaas Derksen setzt sich in theoretischen Abschnitten mit den Anfragen anderer „Schulen des Bibliodrama“ auseinander, die die von ihm in den 1980er Jahren entwickelten, gerade in den Bereichen

„Raum- und Rolleneinteilung und Leitung“, kritisieren. In einer Art Selbstvergewisserung beschreibt er über 13 Seiten seinen Ansatz und lässt an seinen Ansichten teilhaben, wie durch „das Aufeinandertreffen von biblischen und biographischen Geschichten“ (S. 81) Verkündigung entsteht. Um das Mehr, das Präsenz-Werden des biblischen Textes auch theologisch zu deuten, greift er auf einen Begriff zurück, der von dem Salzburger Fundamentaltheologen Hans-Joachim Sander theologisch entwickelt wurde: Heterotopie. Darin findet er einen Ausdruck für den Anders-Ort als den „Raum, den das Bibliodrama öffnet“ und der im Spiel „da“ ist, wenn „das Gottesmoment (sich) aufschließt“ (S.77/78). Dieser Raum, dieser Anders-Ort ist für Teilnehmende erlebbar in der bibliodramatischen Wechselwirkung zwischen der eigenen Lebens- und aktuellen Spielerfahrung und dem biblischen Text. Es entsteht eine neue, unvorhersehbar und unerwartet dichte Erfahrung, ein „third space“, ein „Ort Gottes, befremdend und ermächtigend zugleich“, der eine Antwort aus dem Glauben fordert (S.80f).

Die Autor(innen) betonen im Blick auf die schwierigen und erschreckenden biblischen Texte deren Wirklichkeit, die nicht ohne Verlust an der Glaubwürdigkeit und Lebenstauglichkeit des Glaubens übergangen werden dürfen und sie wenden darauf den „eucharistischen Grundsatz“ an, wonach nur das verwandelt werden kann, was auf den Tisch (hier: auf die Spielfläche und ins anschließende Gespräch) kommt!

Kostbarkeiten sind vor allem die Abschnitte über die „bibliodramatischen Kleinformen für den Glaubensweg“, die die letzten Seiten des Buchs ausmachen. In einem kleinen Zeitfenster von etwa 30 Minuten bieten sie gute Anregungen für Impulse für unterschiedliche Erwachsenen-Gruppen, denen man in der seelsorglichen und katechetischen Arbeit begegnet. Mit Bewegungs- und Explorationselementen stellen sie kleine Abwandlungen des Bibliodrama in seiner Vollform dar, die leicht und ohne viel Material umsetzbar sind und Räume der Glaubenskommunikation eröffnen. Die Weise, wie die Autoren die biblischen Lesungen der Osternacht als „ein Geschenk an die Welt“ (S.164) vorstellen, ist für die Arbeit mit Liturgiekreisen, für die eigene Auseinandersetzung und Aneignung genauso hilfreich wie für die Predigtvorbereitung.

Mit Vorsicht schaue ich auf den Untertitel des Buches als ein „Praxisbuch“ und auf die vom Verlag gestaltete erste Umschlagseite des Klappentextes: Hier wird in elf „Schritten eines Bibliodrama“ eine Handhabbarkeit des Ansatzes suggeriert, die Nicht-Geübten ein „scharfes Werkzeug Bibliodrama“ in die Hand gibt, mit dem umzugehen mit viel Erfahrung und hohe Kompetenz und Verantwortung erfordert, etwa aus einer Ausbildung, wie sie auch die Autoren anbieten. Hinweise zu diesen Ausbildungen und zu Or-



ten, an denen Derksens Form des Bibliodrama erlebt werden können, runden die Publikation ab.

Detlef Tappen

**Jürgen Bärsch: Kleine Geschichte des christlichen Gottesdienstes. Regensburg 2015, 19,95 Euro, 204 Seiten, ISBN 978-3-7917-2721-9.**

In katholischen Kreisen wird nicht immer und von jedem wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass man die Geschichte des Gottesdienstes kritisch anschauen dürfe. Ist denn das Handeln Gottes in der Liturgie nicht vorgegeben und damit menschlicher Gestaltung im Laufe der Geschichte eigentlich entzogen? Wird denn Liturgie, v.a. die Sakramente, nicht auftragsgemäß („tut dies zu meinem Gedächtnis“) gefeiert? Dennoch hat sich faktisch die Gestalt der Liturgie im Laufe der Geschichte gewandelt – und zwar keineswegs beiläufig oder ungewollt, wie die zahlreichen Reformbemühungen bezeugen. Welche treibenden Kräfte waren hier am Werk? Welche Absicht haben sie dabei verfolgt?

Hier Orientierung zu geben, ist das erklärte Ziel der vorliegenden Liturgiegeschichte. Sie nennt sich selbst im Titel „klein“, und das klingt bescheiden. Aber sie füllt eine Lücke, die man lange schmerzlich wahrgenommen hat, nämlich zwischen geschichtlichen Überblicken in Einführungsbüchern in die Liturgiewissenschaft und weiter ausholenden Werken der Liturgiegeschichte. Die kompakte Darbietung und die ausgesprochen gute Lesbarkeit werden dafür sorgen, dass die Publikation nicht nur heute ein gewinnbringende Lektüre ist, sondern auch zukünftig ihre unbestrittene Berechtigung haben wird, wenn die für 2017 in Aussicht gestellte zweibändige „Geschichte der Liturgie“ (hrsg. von Jürgen Bärsch und Benedikt Kranemann) erscheint.

Worin liegt die große Herausforderung, eine Liturgiegeschichte zu schreiben? Darin, nicht der Illusion zu verfallen, man könne einen objektiven Ablauf der Ereignisse rekonstruieren! Ein Blick in die verschiedenen liturgiegeschichtlichen Beiträge im Laufe der letzten Jahrzehnte und darüber hinaus zeigt, wie unterschiedlich die Ergebnisse ausfallen – je nachdem, welche Perspektive dem Blick in die Geschichte zugrundeliegt. Abhängig von der leitenden Vorstellung und dem jeweiligen Beweggrund für den geschichtlichen Rückblick werden die Ergebnisse unterschiedlich ausfallen. (Es sei diesbezüglich an die aktuelle Diskussion um eine sog. „organische Liturgieentwicklung“ erinnert.) Denn letztlich ist Geschichtsschreibung Konstruktion. Die Frage ist, welchem Kriterium die Konstruktion folgt. Dass es ein Konstruktionsprinzip gilt, ist nichts Unlauteres, ja nicht mal ver-

meidbar, aber der wissenschaftlich redlich Geschichte Schreibende muss sich darüber Rechenschaft geben und sich selbst gegenüber ideologiekritisch sein.

Freilich sind dies Fragen, die man in einem dezidiert wissenschaftlichen Werk explizit behandelt erwartet, doch auch eine „Kleine Geschichte des christlichen Gottesdienstes“, die sich erklärtermaßen auch an „Nicht-Fachleute“ wendet, sollte nicht dahinter zurückfallen. Dem Verfasser gelingt dies, indem er angemessenerweise nicht zu weiten wissenschaftstheoretischen Diskursen ausholt, sondern deutlich benennt, was seine Absicht ist: nicht nur Entwicklungen aufzuweisen, sondern auch verständlich zu machen, welche Kräfte und Einflüsse den Gottesdienst in den verschiedenen Epochen prägten. Das ist nicht nur eine Absichtserklärung, sondern wird in den Ausführungen auch tatsächlich eingelöst: So werden in den Kapiteln zur Spätantike und zum Mittelalter die *politischen Hintergründe* aufgezeigt, die wesentlich Einfluss auf die Entwicklung der Liturgie genommen haben. Im Kontext des Mittelalters (dieser Epochen-Begriff wird übrigens kritisch hinterfragt) kommen zudem die *sozial-, kultur- und religionsgeschichtlichen Umbrüche* zur Sprache, ohne die die Entwicklung der Liturgie in dieser Epoche nicht zu verstehen ist (naturhaft-kosmische Religiosität, Re-Archaisierung der Gesellschaft, Ritualismus). Die Gottesdienste des Barocks sind maßgeblich durch ihren *konfessionellen Kontext* in der Auseinandersetzung mit der Reformation geprägt. Und auch die gottesdienstlichen Reformansätze im Zeitalter der Aufklärung sind ohne den *geistesgeschichtlichen Horizont* dieses Zeitalters nicht recht einzuordnen. Eben diese Verortungen der Entwicklung der Liturgie machen den Reiz und Wert des Buches aus.

Der Verfasser, selbst Universitätsprofessor für Liturgiewissenschaft an der Katholischen Universität Eichstätt, will eine kleine Geschichte „des christlichen Gottesdienstes“ schreiben. Es ist legitim, dass der Fokus dieses Autors auf dem katholischen Gottesdienst ruht. Aber dieser wird bereichert durch ein instruktives Übersichts-kapitel zur ostkirchlichen Liturgietradition sowie zwei Kapiteln zur reformatorischen Neugestaltung des Gottesdienstes und die Entwicklung des Gottesdienstes der protestantischen Kirchen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Gezielte Literaturhinweise zu den einzelnen Epochen und ein Glossar am Ende machen das Buch zu einem sehr guten Arbeitsmittel.

Das Buch ist für jeden Gläubigen eine Hilfe zum vertieften Verständnis des Gottesdienstes und somit zugleich zu dessen bewussterer Mitfeier. Den Theologiestudierenden gibt es eine liturgiegeschichtliche Orientierung. Und allen anderen dient es als Beitrag zur abendländischen Kulturgeschichte. Kurzum: Lesenswert ist es für alle Genannten!

Alexander Saberschinsky

---

# Auf ein Wort

---

## Ein Wort

Am Anfang war das Wort.

Es wird auch am Ende sein.

Wird es seine schöpferische Kraft bewahren?

Es könnte, sollte der Mensch sein Guthaben aufgebraucht, seinen Planeten zerstört, seine Spezies (auf technischen, demiurgischen Wegen) verlassen haben, auch ein schreckliches Wort sein.

Lassen wir es dazu nicht kommen.

*Jürgen Mittelstraß*

aus: Klaus Hurtz (Hrsg.),  
Verdichtetes Mysterium. Gedicht-Anthologie.  
Mönchengladbach 2017, 90–91.

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E